

(G)emeinschaft zur (V)erbreitung (N)ationaler (B)ilddokumente und (S)chriften

veroeffendlicht:

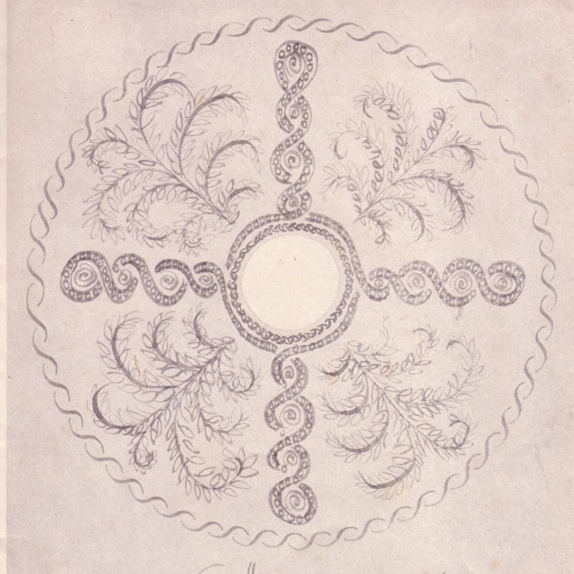
ϟϟ

LEITHEFT

10. JAHRGANG · HEFT 3, 1944

INHALT

Herausgeber: Der Reichsführer ℌ. ℌ-Hauptamt Berlin-Grunewald, Douglasstr. 7—11. Einzelpreis des Heftes 40 Rpf. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung: ℌ-Druckschriftenversand, Berlin SW 68, Wilhelmstr. 122. Postscheckkonto: Berlin 6783. Bankkonto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstr. 46, Girokasse 9, Girokonto: 1157.



AN DAS GÖTTLICHE GLAUBEN DIE ALLEIN DIE ES SELBER SIND

HÖLDERLIN

AK



DAS LEBEN / ENTWURF ZU EINEM EHRENMAL VON RUDOLF AGRICOLA

Die Rede Franz Fabers

Aus dem nachgelassenen, noch unveröffentlichten Roman Hermann Stehrs „Damian Maechler oder das große Schermesser“:
Franz Faber, der Dichterphilosoph, spricht im Jahre 1923 in einer Versammlung, in der ein Jünger jenes religiösen Schwärmers und Phantasten Häusler für seinen „Herrn und Meister“ agitiert, der damals die Gemüter vieler Menschen verwirrte.

Franz Faber sprach:
„Der Mann, den Sie eben angehört haben, oder vielmehr jener, in dessen Namen und Geist er zu uns gesprochen, ruft die Jahrhunderte und die Zeit als Kronzeugen seiner angeblichen Wahrheiten an. Wer aber das tut, den schlagen die Jahrhunderte und die Zeit tot. Er will uns zweierlei einhämmern, was wir als Tatsachen hinnehmen und glauben sollen: erstens, daß die Menschen nur dann wieder ihr Heil finden könnten, wenn sie in ihrem Denken wie in ihrem Handeln sich ausschließlich von den Offenbarungen der Bibel und den Lehren der christlichen Kirche leiten ließen; und zweitens, daß allein die Umstände der Zeit für die Verderbnis der Menschen ausschlaggebend seien.

Reden wir doch einmal unerschrockenen Ernstes über die Bibel und das Christentum!

Wer von uns bringt es denn noch tatsächlich über sich, buchstäblich an die biblische Erschaffung der Welt, an das Paradies, den Sündenfall, den Stammbaum Jesu, seinen Erlösertod, an die Bibel als Ergebnis der wörtlich geoffenbarten Stimme Gottes oder an seine Dreipersönlichkeit zu glauben? Wir haben die Fragwürdigkeit der meisten sogenannten historischen Beweisstücke dafür durchschaut und lassen andere nur noch als Symbole gelten. Wir verstehen unter Christentum etwas ganz anderes als das Mittelalter oder die heutigen Kirchen. Ist dieses Christentum nicht in Wahrheit längst gestorben? Lebt es nicht nur noch scheinbar innerhalb der Kirchenmauern fort? Außerhalb derselben, in den Beziehungen der christlichen Völker zueinander, ist vom Christentum doch nichts mehr zu spüren, vor allem seit dem Ersten Weltkrieg. Stellte er nicht die blutigste Ironie auf den Wert der christlichen Erziehungsarbeit der christlichen Kirchen an der Menschheit dar? Gerade die christlichen Völker der Erde zerfleischten sich nach jahrhundertelangem Heilsgenuß in einer Bestialität, die jede erdenkliche Grausamkeit heidnischer Zeiten weit, weit hinter sich läßt. Und man sage mir nicht, daß die Kirchen nicht die Macht gehabt hätten, diesem Blutgericht, das sich die Völker bereiteten, entgegenzutreten! Der Papst, die Bischöfe, die Kirchenkonsistorien, die heiligen Synodien durften nur jedem Kämpfer die Heilsmittel der Gemeinschaft verweigern, dann wäre es wie ein Ruck durch die Welt gegangen. Millionen erhobener Arme wären erschrocken herabgesunken, und der Weltkrieg wäre in eine allgemeine Christenverfolgung umgeschlagen, aus der die alte Institution siegreich in neuem Glanze sich erhoben hätte.

Aus politischen Nützlichkeitserwägungen hat man einen Widerstand nicht gewagt, der im innersten Wesen der Lehre Jesu begründet gewesen wäre, die alle christlichen Kirchen vergebens verkünden. Nun ist es vorbei. Wer läuft denn heute wieder in die Kirchen? Nur Lebensratlose sind es, zu Tode Erschrockene, die in der allgemeinen chaotischen Umwälzung Unterstand in einer Institution suchen, die, rein äußerlich, noch in der alten Festigkeit dasteht. Sie haben eine wahre Inbrunst danach, den Wahn ihres verlorenen Glaubens im sinnlichen Genuß der alten Zeremonien zu erleben, als sei es noch die Wahrheit ihres wahren Glaubens. Diese geistig Verdatterten nennen ihre Angst Einkehr, ihre Lebensfurcht Reue, ihre Selbstsuggestion Überzeugung. Sobald einmal wieder gesicherte wirtschaftliche, soziale und politische Zustände eintreten, werden diese Verscheuchten die alte, ehrwürdige Notunterkunft wieder verlassen, und die Kirchen werden leerer stehen als vor dem Kriege.

Die ernsten Menschen der ganzen Erde aber wissen, daß es dem Jesus von Nazareth, den man den Christus nennt, nicht eingefallen ist, eine Kirche zu gründen. Sie wissen, daß das Wissen dieses mythischen Mannes in dem Feuerbrand eines Idealismus beruhte, der die Forderungen des Individualismus so reinigte und erhöhte, daß sie zu Geboten Gottes wurden, dem er sich in der Blutsnähe eines Sohnes fühlte, und der die Verpflichtung gegen jede andere als diese überirdische Bindung leidenschaftlich ablehnte, verfluchte und verfolgte, mochten diese Fesseln nun ehrwürdige geschichtliche Überlieferungen, geheiligte Gebote der Kirche oder Menschengemeinschaft heißen. Der Mann von Nazareth, der sich als Brand in das Leben geschickt vorkam, der statt des Friedens Kampf und Feindschaft bis in den heiligen Bezirk der Familien zu tragen für seine Aufgabe hielt und nicht davor zurückschreckte, gegen die Offenbarungen der Bibel alle überirdische Sicherheit, allen himmlischen Lohn und göttlichen Wesensgenuß in das Innere des Menschen zu verlegen und die Beziehungen zum Staat zu einer Forderung der Lebensklugheit zu beschränken: er erkannte die dem Menschen eingeborene Heiligkeit wie Laotse und Buddha vor ihm, und die Kirche, die seinen Namen an der Stirnseite ihres Tempels trägt, vollzog und vollzieht noch heute das Geschäft des Dostojewskischen Großinquisitors gegen seine Lehre und Person. Weil es ihrem imperialistischen Gewaltinstinkt widersprach, unterdrückte sie jenes Wort des Mannes von Nazareth, das allen Menschen der Vor- und Nachzeit aus der Seele gesprochen ist: Das Himmelreich ist in euch selbst, eine Erkenntnis, die das Blut ebenso der Lehre Buddhas wie Laotses ist, und vor der sich Emerson und Kant in Ehrfurcht verneigen. Das wissen die ernsten Menschen, und sie sind am Werk, das Gottesgnadentum jedes Menschen zu verkünden.

Bis jetzt waren die Völker eine Angelegenheit der Kirche. Nun wird diese eine Angelegenheit des Volkes in einem tieferen, menschengöttlichen Sinn werden. Die scholastischen Spitzfindigkeiten der Mönche sind nicht mehr Religion. Wir lassen uns das Mysterium der Mutterschaft nicht mehr verzerren durch die Lehre von Marias unbefleckter Empfängnis, das hohe Gottestum der Menschen nicht mehr bestreiten durch die blasphemische Be-

hauptung der einzigen persönlichen Gottessohnschaft Jesu. Die Erziehung der Menschengeschlechter durch Gott, die Begründung der Heilswahrheiten durch jüdische Geschichtsklitterungskünste ist ein pharisäischer Wahn.

Welches Paradies aber wird sich dem Menschen erschließen, der erkannt hat, daß das Jenseits nicht ein Außerhalb der Welt, ein Himmel droben für die Gerechten, ein Fegefeuer drunten für die Ungerechten, sondern für einen jeden, ja ich sage es: für einen jeden sein himmlisches Innere ist, in das er jeden Augenblick durch jedes rechte Wort, jede lebenfördernde Tat, durch jeden wahrhaft tiefen Gedanken der Güte gelangen kann. Wir sind nie erlöst worden und brauchen es nie zu werden. Denn wir tragen von Anbeginn in uns den Brunnen aller Wahrheit, das Arsenal aller Erkenntnis, das Licht aller Weisheit, die Unermeßlichkeit des Weltalls, alle Glut der Sonnen, alle Dinge und Wesen der Erde, das Spiel aller Zeiten, den Gesang und die Schönheit der Ewigkeit. In jedem Augenblick steigt Gott auf die Erde, in jedem Augenblick vergeht und entsteht das Weltall. Jedes Wesen, jeder Vorgang der Natur, die Einrichtung der Staaten und Kirchen, die Schöpfungen unserer Kunst, die Sprüche unserer Weisheit, ja selbst unser eigener Geist, der wie ein buntes, immer bewegtes Tuch vor uns schwebt, alles, alles ist uns ein Sinnbild des wahren Wesens unserer Tiefe, unserer Seele.

Hat dir jemals einer sein lebendes Auge schenken können, damit du dich seiner beim Sehen bedientest, seine Stimme, daß du damit redest, sein Ohr, damit zu hören? Die Kraft deiner Beine bestimmt den Umfang deiner Unternehmungen, dein Magen ernährt dich, deine Lunge erhält oder tötet dich, dein Herz allein macht dich froh oder traurig. Jeder Mensch ist die Kugel, die aus sich selber rollt. Wohin sie auch ihren Lauf nimmt. Es ist gleich. Sie rollt dahin, woher sie ihren Anfang nahm, zurück in Gott, wie alle Flüsse der Erde, wohin sie immer ihren Lauf nehmen mögen, an dieselbe Stelle gelangen, nämlich in das Meer. Glaube nie an die Erlösung durch einen Mittler! Dies ist die größte Sünde, die dir niemals von deinem Gott vergeben werden kann, denn es ist die Sünde wider deinen heiligen Geist. Alle die Lehren, die zu dir sprechen, sind wie das Brot oder die Frucht, die sich dir zur Nahrung anbietet. Wenn es als Kraft und Süße in dich eingehen soll, so mußt du es mit den Zähnen zermalmen und mit deinem Magen zerreiben, also vernichten.

Und ein Letztes ist noch zu sagen, was daraus folgt: die Unveränderlichkeit und Einzigartigkeit jedes Wesens. Millionen sind im Weltkrieg gefallen, jeder ist einen anderen Tod gestorben. Millionen haben das Grauen derselben wochenlangen Schlacht erlebt, nicht einer hat dasselbe erfahren. Dasselbe Lied, das hundert anhören, weckt hundert voneinander ganz verschiedene Empfindungen und greift auf hundertmal andere Weise in das Gedanken- und Lebensgetriebe ein. Doch deine Grenzen weiß niemand als du, und es kann kommen, daß das, was die anderen dir als Sieg anrechnen, von dir als Niederlage empfunden wird, daß die Erfüllungen in den Augen anderer deine Zerstörungen sind, aber dein Scheitern dein Aufstieg wird. Darum ist Herrschaft des einen über den anderen ein Verbrechen und eine

Torheit zugleich. Wir alle sind Könige, die sich verschieden kleiden. Durch das Unrecht, das wir dem anderen zufügen, entehren wir uns selbst.

Alles das aber sage ich euch auch nur in dem Sinne, daß jeder Mensch durch seine Tage und Jahre, seine Geschäfte und Lebensalter, seinen Glauben und Willen, seine Sehnsucht und nie endende Unruhe einem engen Zugang zu seinem eigenen Wesen gleicht, wo es Zeit nicht gibt noch Geburt, Tod, Jugend und Alter. Das aber ist in allen gleich. Es kann durch Wissenschaft nicht vermehrt werden. Kein Reichtum macht es kostbarer, keine Armut geringer. Gold hat vor ihm den Wert von Schmutz. Und noch alle deine Tugenden gleichen nackten, frierenden, hungernden Kindern, die an das Tor eines Schlosses pochen und um Einlaß betteln.

Wer also, frage ich zum Schluß, ist schuld an den Nöten der Zeit, an den Nöten unserer Seele? Wir allein sind schuld, du und du! Aus den Menschen entstehen alle Übel, von denen sie gepeinigt werden, die Scheußlichkeiten der Päpste, die blutigen Ketzerkriege, das dreißigjährige Schlachthaus, das Deutschland an den Rand der Zerstörung brachte, und der fluchwürdige Menschheitsvernichtungsrausch des Weltkrieges mit dem Wahnsinn des Tanzes über seinen Trümmerstätten.

Nicht die Umstände machen den Menschen, sondern allein der Mensch macht sie, er allein, nur er. Er ist verantwortlich für sein Schicksal. Sein Wesen ist aus Gott. Dem herrlichsten Christen, den es je gegeben hat, dem deutschen Denk- und Lebensmeister Ekkehart, ist die Gnade der Erkenntnis geschenkt worden, daß der Seelengrund des Menschen zugleich der Gottesgrund ist. Über alles in der Welt seid ihr in eurer Seele, sogar noch über das, was ihr euer ‚Ich' nennt, das in diesem Dasein flackert wie ein Licht, das wie das Gras auf dem Felde ist, das heute grün ist und blüht und morgen gesichelt wird und verwelkt.

Nur auf diesem Wege der Seele, den ich euch wies, werden wir auch zur Selbstverantwortung jedes einzelnen gelangen und damit zu dem neuen Staat. Es ist nicht der Weg einer fatalistischen Glaubensschwärmerei, sondern der des reinen umsichtigen Wirkens. Aus diesem Geiste heraus ist das einzige Ziel des Staates der Mensch und das Ziel des Menschen der Staat als höchste nationale Vollkommenheit ihres Persönlichkeitsbegriffes. Der Durchbruch dieser Erkenntnis aber wird auch der Beginn des Aufstieges unseres Vaterlandes sein!"

Wir tragen von Anbeginn in uns den Brunnen aller Wahrheit, das Arsenal aller Erkenntnis, das Licht aller Weisheit, die Unermeßlichkeit des Weltalls, alle Glut der Sonnen, alle Dinge und Wesen der Erde, das Spiel aller Zeiten, den Gesang und die Schönheit der Ewigkeit.

KUNERSDORF

Gleich einer reifen Frucht war die schlesische Eroberung dem König von Preußen in den Schoß gefallen. Im Verlaufe zweier kurzer Feldzüge hatte er das reiche Schlesien gewonnen und Preußens Großmachtstellung erkämpft. Darauf war das glücklichste Jahrzehnt im Leben König Friedrichs gefolgt. Der Wohlstand des größeren Preußens gedieh unter der klugen Hand des jungen Herrschers zu voller Blüte. Umstrahlt vom Glanze frischen Ruhmes saß er inmitten der Tafelrunde von Sanssouci, die alles in sich vereinte, was das damalige Europa an Geist und Witz aufzuweisen hatte. Kein Schatten schien das Dasein des Großen Königs zu trüben, der unter den Monarchen jener Tage bereits als der glücklichsten und weisesten einer galt.

Doch das Schicksal hatte Größeres vor mit dem König und seinem Preußen.

Im Frühjahr 1756 stand es für Friedrich fest, daß eine große europäische Koalition gegen Preußen im Entstehen sei. Der Aufstieg des einstmals so unbedeutenden Kleinstaates zu europäischer Geltung war zu rasch gewesen, um nicht den Neid der alten Großmächte zu erregen. Hinzu kam, daß die wahrhaft revolutionäre Auffassung König Friedrichs von der Verpflichtung des Königsamtes seine gekrönten Kollegen ernstlich beunruhigte, die sich nun zusammentaten, um den Störenfried zu beseitigen. Österreich, Rußland und Frankreich, Schweden und die deutschen Kleinstaaten verbanden sich gegen das kleine Preußen. England allein, dem der preußische Degen zunächst recht willkommen war, unterstützte den Preußenkönig mit Geld und guten Worten, um ihn dann in der größten Not im Stich zu lassen.

Nie ist ein Kampf unter ungünstigeren Voraussetzungen begonnen und geführt worden, als der Siebenjährige Krieg.

Als er sich Gewißheit verschafft hatte, daß seine Gegner im Frühling des nächsten Jahres loszuschlagen gedachten, stieß der König kurz entschlossen in den Aufmarsch seines nächsten und gefährlichsten Feindes, Österreich, hinein. Er überrannte das gegnerische Sachsen, besiegte ein vorgeschobenes österreichisches Korps, drang in Böhmen ein und umschloß das feste Prag. Seine Absicht, den ehernen Ring der Feinde zu zersprengen, noch ehe er ganz geschmiedet war, schien in Erfüllung zu gehen. Noch ein Sieg über die Österreicher, und der große Einkreisungsbund kam nicht mehr zur Ausführung.

Es sollte anders kommen. Bei Kolin (1757) wurde das preußische Heer von der fast doppelten Übermacht der Österreicher so nachdrücklich geschlagen, daß König Friedrich die Belagerung Prags aufheben und sich aus Böhmen zurückziehen mußte. Die Niederlage von Kolin hatte für den Preußenkönig weittragende Folgen. Nicht nur hatte er den Nimbus der Unbesiegbarkeit eingebüßt, sondern sein Plan, durch einige vernichtende Schläge das Zustandekommen des Feindbundes zu verhindern, war zunichte geworden. Nunmehr hatte die antipreußische Koalition Gelegenheit, ihre erdrückende Überlegenheit voll zu entfalten. Der König mußte von jetzt ab mit einem Kriege von unabsehbarer Dauer rechnen, ohne jegliche Aussicht auf eine Besserung seiner Lage.

Preußens weltgeschichtliche Stunde hatte geschlagen. Was nun für den König und sein Volk an verzweifeltem Ringen, an unsäglicher Not und an endlosem Opfer folgte, war — die Bewährung. Hatte Europa vor dem Kriege noch mit einiger Ironie davon Kenntnis genommen, daß die Preußen ihren König mit dem Titel „der Große" bedachten, so erwarb sich dieser seinen Beinamen in den Bedrängnissen des siebenjährigen Kampfes tausendmal. Seine besten Jahre und die Beschaulichkeit des geliebten Sanssouci gab der König, das Blut seiner Söhne und die Blüte seiner Provinzen gab das preußische Volk daran, um die große Probe zu bestehen. Am Ende des Krieges war Friedrich ein zahnloser, von der Last der sieben Jahre gekrümmter Greis und sein geprüftes Land bettelarm geworden. Aber er blieb Sieger, weil er sich eines bewahrt hatte: seine unerschütterliche Standhaftigkeit. „In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und mit einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit loszuwerden", so schrieb der Große König kurze Zeit nach seiner schweren Niederlage von Kolin.

Es ist wahrlich schwer, das kritischste Jahr des Siebenjährigen Krieges zu nennen. Denn das Schicksal Preußens hing bis zum letzten Tage des Krieges gleichsam ständig an einem Faden. Friedrich der Große konnte sich jahraus jahrein nur durch blitzschnelle Hin- und Herzüge der Gefahr entziehen, erdrückt zu werden. Hatte er den einen niedergeschlagen, so gewann der andere in seinem Rücken wieder die Oberhand. Selbst seine entscheidenden siegreichen Schlachten, wie Roßbach und Leuthen, erfocht der König gegen doppelte bis dreifache Übermacht.

Ganz besonders trübe ließ sich das vierte Kriegsjahr an. Während im Westen Franzosen und Reichstruppen vordrangen, machten im Osten Russen und Österreicher Anstalten, sich in der Mark zu vereinigen und dem König von Preußen den Fangstoß zu geben. Manchmal schien es, als wolle der fast zu Tode Gehetzte unter der Last des Ringens müde werden. Zu Anfang des Jahres 1759 schrieb er an seinen Freund d'Argens: „Ich rede aufrichtig mit Ihnen: sähen Sie mich, Sie würden keine Spur mehr von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau werden, der die Hälfte seiner Zähne verloren hat, ohne frohen Sinn, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit..." und „fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt gibt." Wohin waren die strahlenden Stunden der einstigen Tafelrunde entschwunden? — Doch selbst aus der bitteren Selbstbescheidung erwuchs dem König ein Ansporn zum Durchhalten: „Mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man mutiger und verläßt diesen Aufenthalt ohne Bedauern."

Die von den Österreichern und Russen gebildete Zange begann sich unaufhaltsam zu schließen. Ein den letzteren entgegengesandtes preußisches Korps wurde vernichtend geschlagen. In der Nähe von Frankfurt a. d. O. vereinigte sich die russische Armee mit einem Teil der österreichischen und bezog bei dem Dorfe Kunersdorf eine stark befestigte Stellung. Nichtsdestoweniger beschloß der König, den zahlenmäßig weit überlegenen Feind — 48 000 gegen 80 000 Mann — sofort anzugehen und vor den Toren Berlins die Entscheidung zu erzwingen. In schiefer Schlachtordnung ließ er seine Armee vorrücken und den linken Flügel der Russen angreifen, die sich auf einer Anhöhe gut verschanzt hatten. Trotz des schwierigen Geländes und

einer vorübergehenden Stockung kamen die preußischen Kolonnen gut vorwärts, überwältigten den zähen feindlichen Widerstand und brachten sich in den Besitz der russischen Stellungen.
Am Spätnachmittag des 12. August waren zwei Dritteile des Feindes geschlagen und zersprengt und eine beträchtliche Zahl von Gefangenen in der Hand der Preußen. Die Schlacht schien gewonnen, und der König schickte bereits Kuriere auf den Weg, welche die Siegesbotschaft nach Berlin bringen sollten.
Um die Niederlage des Gegners voll zu machen, befahl Friedrich seinen erschöpften Truppen, auch den rechten russischen Flügel anzugreifen und zu vernichten. Von Stund an verließ das Kriegsglück die Preußen. Der Angriff ihrer Infanterie blieb im Feuer der überlegenen russischen Artillerie liegen, und ein vom König befohlenes Unternehmen der Reiterei endete mit einem völligen Mißerfolg. Der österreichische General Laudon erspähte den günstigen Augenblick und faßte mit seinen ausgeruhten Truppen die Preußen im Rücken und in der Flanke. Der preußische Widerstand begann allmählich zu erlahmen, und die Schlacht neigte sich dem Ende zu.
Durch rücksichtslosen Einsatz seiner Person versuchte König Friedrich, den Dingen eine andere Wendung zu geben und seine weichenden Truppen zum Stehen zu bringen. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leib erschossen. Eine Flintenkugel, die ihn im größten Getümmel traf, wurde nur durch ein goldenes Etui aufgehalten, das er in der Tasche trug. Als man ihn bat, sich der Gefahr zu entziehen, da wies er seine Offiziere mit den Worten zurecht: „Wir müssen alles versuchen, um die Schlacht wiederzugewinnen: ich muß hier, so gut wie ihr, meine Schuldigkeit tun.“ Doch das Verderben war nicht mehr aufzuhalten, in kurzer Zeit befand sich das preußische Heer in voller Auflösung. Inmitten all der Unordnung vernahm man wohl die Stimme des verzweifelten Königs: „Gibt es denn heute keine verwünschte Kugel für mich?“ Im einbrechenden Dunkel war Friedrich nahe daran, in die Hände des Feindes zu geraten. Nur das beherzte Eingreifen des Rittmeisters Prittwitz rettete ihn vor einem Schwarm Kosaken, die ihn bereits umringt hatten.
Als Friedrich der Große, der in einem zerstörten Bauernhause an der Oder übernachtete, seine Lage überdachte, da mußte er sich für verloren halten. Sein Heer war vernichtet, gefangen oder zersprengt, die Mark Brandenburg und Berlin lagen offen vor dem Zugriff des Feindes. Entschlossen, die Schande von Preußens Zusammenbruch nicht zu überleben, gedachte er seine letzten Verfügungen zu treffen und dann seinem Dasein ein Ende zu bereiten. Er übergab den Oberbefehl über die Reste des geschlagenen Heeres an General v. Finck, ernannte den Prinzen Heinrich zum Generalissimus und befahl die Eidesleistung an den Thronfolger. An den Minister v. Finckenstein aber schrieb er noch in derselben Nacht: „Von einem Heer von 48 000 Mann habe ich nicht mehr 3000. In dem Augenblick, da ich dies schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran tun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben, die Folgen des Ereignisses werden schlimmer sein als dieses selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!“

Was sich dann aber in der kurzen Spanne zwischen dem unheilvollen 12. August und dem 16. August 1759 begab, wird am besten gekennzeichnet durch ein Wort des Königs, welches er in anderem Zusammenhang geprägt hat, nämlich: „das Mirakel des Hauses Brandenburg". Friedrich der Große führte dieses „Wunder" auf eine glückliche Verkettung äußerer Umstände zurück, die in zwölfter Stunde Preußen vor der Vernichtung bewahrten. Wir aber wissen heute, daß die Ursache jenes erstaunlichen Umschwungs in dem ehernen Herzen des Königs selbst zu suchen ist, von dem er einst gesprochen.

In der Nacht zum 13. August hatte der König, seine Sache für verloren haltend und dem körperlichen Zusammenbruch nahe, den Entschluß gefaßt, zu sterben. Doch nur einen Tag lang dauerte die Abspannung und Todessehnsucht. Kaum hatte er am nächsten ein Bataillon Garde und die kläglichen Reste des einstigen Heeres beisammen, da beschloß er, das Unmögliche möglich zu machen. Er übernahm bereits am Morgen des 14. August den Oberbefehl wieder und wagte es, den Feinden auf dem Wege nach Berlin noch einmal entgegenzutreten. Und so furchtbar war immer noch das Ansehen des schwer getroffnen Löwen, daß die Russen und Österreicher von einer Eroberung der Mark und Berlins abstanden. „Diese Herren müssen uns noch für fürchterlich halten", meinte der Preußenkönig grimmig. Die feindlichen Feldherren beschlossen, einstweilen Schlesien zu besetzen, und einige Wochen darauf zogen sich die arg mitgenommenen Russen über die Weichsel zurück.

„Im Augenblick, da ich Ihnen unser Unglück ankündigte", so schrieb der König am 16. August seinem Bruder, „schien alles verzweifelt; das soll nicht heißen, daß die Gefahr nicht noch sehr groß wäre, aber rechnet darauf, so lange ich die Augen offen haben werde, daß ich für den Staat einstehen werde, wie es meine Pflicht ist." In Erwartung der neuen Schlacht schrieb er kurz darauf: „Die Offiziere und ich sind entschlossen, zu sterben oder zu siegen, wolle der Himmel, daß der gemeine Soldat ebenso denkt." Und am 1. September, als die Entscheidung über die Rettung Preußens gefallen war, da teilte Friedrich dem Prinzen Heinrich triumphierend mit: „Ich verkünde Ihnen das Mirakel des Hauses Brandenburg."

Nach einer Reihe glänzender Siege hatte das Volk dem Preußenkönig den Ehrennamen „der Große" verliehen. In der Stunde von Kunersdorf aber wurde seine ganze geschichtliche Größe offenbar. Da bewies er, was ein Mann und ein ihm ebenbürtiges Volk zu leisten imstande sind. Nicht in den Siegen bewährt sich die seelische Kraft eines Volkes, sondern in den Niederlagen, die ihm durch den stärksten Gegner zugefügt werden. Sie erst sind das Gewicht auf der Waage des Schicksals, auf der die Völker gewogen werden.

Wibald Bernath

Dieser Feldzug ist der schwierigste von allen, aber man muß gegen den Strom schwimmen und gegen diese sich immer erneuernde Hydra von Feinden kämpfen, bis wir den letzten ihrer Köpfe abgeschlagen haben.

FRIEDRICH DER GROSSE / SEPT. 1759



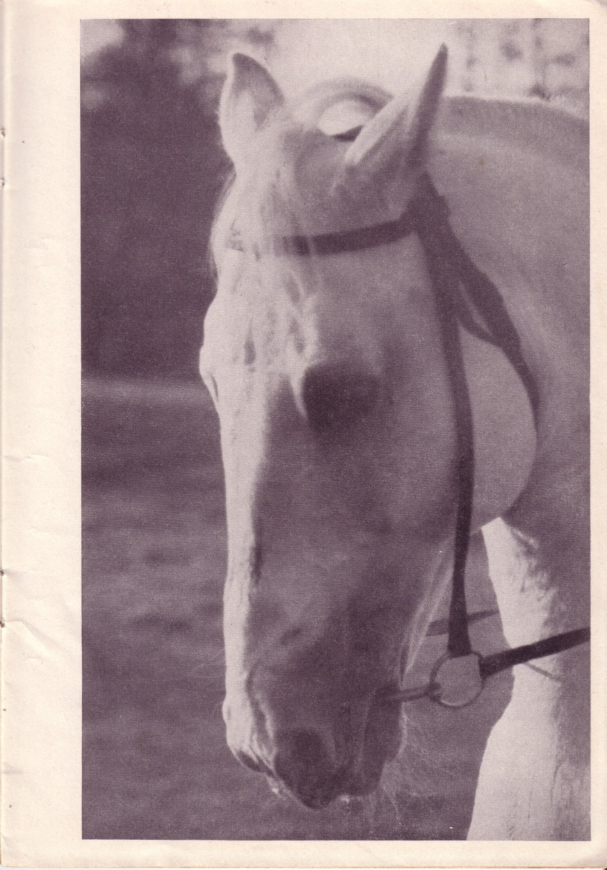
Vor dir steht ein Pferd. Das Tier gefällt dir? — Das will ich gerne glauben. Es ist auch nicht irgendein beliebiges Pferd. Es ist ein besonders schönes, ein besonders edles und rassiges Tier. Es gehört zu der Rasse der Lipizzaner, die ihren Stammbaum bis in das klassische Altertum zurückführt.
Warum gefällt dir dieses Tier eigentlich so besonders gut? Warum bist du glücklich, daß es dir begegnete? Warum tut sein Anblick dir in der Seele wohl? — Seltsame Fragen, wirst du denken; da braucht man doch nicht nach dem Warum zu fragen, wenn einem so ein Pferd gefällt, so ein herrliches Geschöpf. Warum es mir gefällt? — Nun, einfach, weil es schön ist; weil es so ebenmäßig im

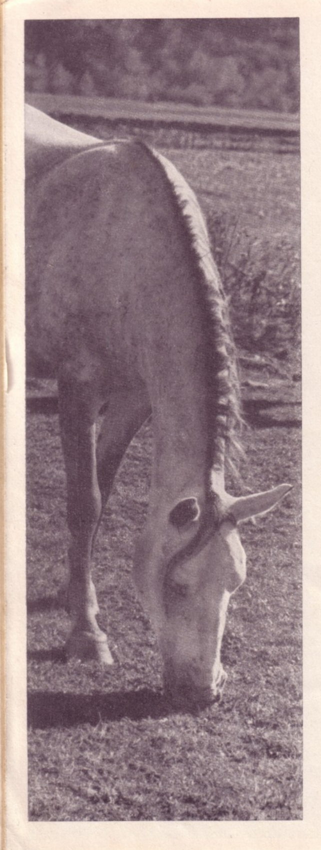


Wuchs ist; weil alles bei ihm so gut zueinander stimmt, Rumpf, Kopf und Beine; weil sein Fell so glatt ist, seine Farbe so vornehm, seine Bewegung so geschmeidig, seine Haltung so stolz ist.

Das ist alles ganz richtig, aber ich will noch etwas ganz anderes von dir hören, nicht die Gründe für dein Wohlgefallen, die beim Pferde liegen, sondern diejenigen Gründe, die bei dir selbst liegen. Was befähigt dich, die Schönheit eines Pferdes zu empfinden? Welche Eigenschaften in dir machen dir das möglich? Ich weiß, daß dir auch diese Antwort nicht schwerfallen kann. — Du sagst, es sei dein Schönheitssinn, dein Instinkt? Richtig, aber noch treffender? — Also, dein Gefühl für Rasse!

Du siehst, so leicht ist es nicht, wenn man sich des Selbstverständlichen bewußt werden will; ich mußte manche „dumme Frage" stellen, um endlich die richtige, die am meisten zutreffende Antwort zu erhalten. So ist es oft mit den einfachsten Dingen. Hinterher sieht alles so leicht und naheliegend aus. Solche einfachen Lösungen nennt man Kolumbuseier. So ein Kolumbusei ist auch die Lösung der Rassenfrage. Schon heute will es uns kaum mehr in den Kopf, daß unsere Vorfahren sich jahrhundertelang zwar mit einem heiligen Eifer der Züchtung von Pflanzen und Tieren beschäftigten, daß sie aber das Nächstliegende ganz vergaßen, nämlich die Züchtung und Reinhaltung der eigenen Rasse. Ja, obwohl jeder sich täglich vom Gegenteil überzeugen konnte, wurde die von einem fremden Glauben vorgetragene Irrlehre jahrhundertelang für wahr gehalten, daß alle Menschen gleich seien. Es ist nur ein Glück, daß die Lebenskraft in unserem Volke so stark war, daß ein Großteil doch instinktiv das Richtige tat, daß Mann und Frau den ebenbürtigen Gefährten suchten. Denn sonst wären auch wir schon längst dort angelangt, wohin die Franzosen gekommen sind, die in so unverantwortlicher Weise die Vermischung der Rassen begünstigten. Erst durch den Führer wurde die gottbefohlene Notwendigkeit einer Rassenordnung wieder in das Gesamtbewußtsein und -gewissen des ganzen Volkes gehoben, —





in höchster Not, im letzten Augenblick. Daran müssen wir immer denken. Vergessen wir niemals diese Tatsachen: der Führer hat gegen eine Welt von Feinden seine Erkenntnisse durchsetzen müssen, ein Hans K. Günther wurde wegen seiner Rassenlehre mit Hohn und Spott übergossen; und der jetzige Krieg: hat er nicht seinen letzten tiefsten Grund darin, daß die gegnerische Welt, die noch unter der Herrschaft der bei uns überwundenen Vorstellungen lebt, die unheimliche Kraft fürchtet, die aus der Befolgung solcher Erkenntnisse kommt und die uns immer stärker machen muß?

Und nun sieh dir wieder die herrlichen Pferde auf dieser und den vorigen Seiten an, ᛋᛋ-Mann und ᛋᛋ-Frau; freue dich über die Schöpfung; trinke mit allen Sinnen die Schönheit dieser Welt. Aber mache dir ständig die Fragen bewußt, die Gott dir in seinen Erscheinungen stellt. Denn immer geht es um die letzte, die gültige Antwort. Und nach dieser heißt es zu leben. Das Fragen und Suchen nach der Antwort gehört zum Schicksal derer, die an der Schwelle leben. Hinter uns liegen Jahrhunderte, in denen diejenigen mächtig die Seelen beherrschten, die falsche Antworten gaben und das Fragen verboten. Uns ist das harte Los beschieden, mit dem Blut unserer Besten die letzte Antwort vom Schicksal zu ertrotzen, damit nach uns ein Geschlecht heranwachse, das immer sicherer den Weg geradeaus weiß, ohne alle Fragen nach dem Warum, nach Sieg oder Untergang. Ob das gelingt, das hängt von jedem einzelnen von uns persönlich ab, von seinem Leben und Kämpfen, aber auch — und nicht zuletzt — von seinem Erkennen der letzten Gründe und Notwendigkeiten und von seinem in diesen Erkenntnissen wurzelnden Glauben, der heiligsten Aufgabe zu dienen. *H. Kl.*

Wie Loki und Heimdall um Freyjas Halsband kämpften

Viel ist verlorengegangen, was germanische Sagen von Taten und Leiden der Götter erzählten.

Der Skalde Ulf Uggissohn sang in einem berühmten Gedicht den Zweikampf Heimdalls mit Loki um das schönschimmernde Halsband der Göttin Freyja. Von diesem Gedicht und der Sage, die es besang, blieb nichts erhalten als ein paar Zeilen, daraus wir sehen, daß Heimdall den Sieg davontrug über den argen Gefährten der Götter. Auch sagt uns der weise Isländer Snorri, daß beide bei diesem Kampf in Seehundsgestalt waren.

Dem Dichter sei vergönnt, aus den wenigen Trümmern das Bild des Ganzen nachzugestalten.

„Einmal, als Loki, der unstete Riesensproß, den die Götter unbedacht in ihre Gemeinschaft aufgenommen hatten, in Gestalt eines Falken über das Meer dahinflog, sah er einen großen Fisch dicht unter der Oberfläche, dessen Schuppen und Flossen von lauterem Golde blitzten.

In der Begierde, das Kleinod zu erjagen, stieß Loki auf die Wogen des Meeres hinunter, doch in dem Augenblick, da seine Fänge in das Wasser tauchten, um den kostbaren Fisch zu fassen, umschloß sie das unsichtbare Netz der Meerriesin Ran. Mit List hatte sie, ihm ein Blendwerk vorgaukelnd, den Habgierigen in diese Falle gelockt und zog ihn nun hinunter auf den Grund des Meeres in ihr düsteres Reich.

Neun Tage hielt sie ihn in unholder Haft unter ertrunkenen Seefahrern in glanzloser Tiefe, bis er mit heiligsten Eiden auf das Haupt seines treuen Weibes Sigrun gelobte, das herrliche Halsband Freyjas der häßlichen Herrscherin des Meeres als Lösegeld zu bringen.

Dieses Sternenhalsband der Göttin, das ihr in jeder klaren Nacht am Himmel funkeln seht, war der Götter Stolz und das Glück der Menschen. Niemals tat Freyja es vom Halse. Loki aber, der vielgewandte Sohn der Riesin Laufey, wußte, wie er sie bereden könne, ihm den himmlischen Schmuck anzuvertrauen.

Freyja, die schönheitstrahlende Göttin, die das Herz der Götter und Menschen entflammt und nach deren Anmut sich die plumpen Riesen in Sehnsucht verzehren, war selber eine unheilvoll Liebende. Einem Manne namens Od hatte sie ihr Herz zugewandt und sich ihm vermählt; doch er verließ sie, und in allen Landen suchte sie vergebens die Spur des Geliebten.

Als Loki zurückgekehrt war nach Asgard, in die Burg der Götter, da ging er zu Freyja und sprach zu ihr: „Ich hab Od gefunden, nachdem du verlangst. Ran, die raubende Riesin, hat ihn in ihr Todesnetz gezogen und hält ihn auf dem Grunde des Meeres gefangen. Doch will sie ihn dir wiedergeben, gewährst du ihr dein schimmerndes Halsband als Lösegeld."

Nie hätte Freyja sich von ihrem holden Halsschmuck getrennt, aber die Liebe fordert den höchsten Preis. Goldene Freudentränen rannen über ihr Antlitz. „Nimm hin das Geschmeide!" sprach sie. „Kein Kleinod ist mir zu kostbar für das Leben Ods, des Geliebten. Führe den Gemahl an mein Herz, und ich will ewig dir danken!"

Da löste Loki frohlockend ihr das Geschmeide vom Halse und tauchte in Seehundsgestalt zur Tiefe des Meeres, um der unerbittlichen Ran den erlisteten Schmuck zu bringen.
Einer aber hatte jedes Wort des Betrügers vernommen, Heimdall, der hohe Himmelswächter, dessen allspähendes Auge bei Tage und Nacht nie in Schlummer fällt und dessen Ohr so fein ist, daß er jedes Geräusch vernimmt. Er, der bis ins Herz der Erde blickt, wußte um Lokis Gefangenschaft bei Ran und durchschaute den Trug. Mit der Schnelle des Blitzes kleidete auch er sich in Seehundsgestalt und tauchte Loki nach.
In den Fluten des Meeres entspann sich ein wütender Kampf zwischen der Stärke Heimdalls und Lokis geschmeidiger List, der immer wieder dem Würgegriff des Wächters der Himmelsburg entglitt. Ran, die Grimmige, wollte Loki zu Hilfe eilen, aber die neun Wogenmütter Heimdalls, des aus dem Meere Geborenen, drangen auf sie ein und hinderten sie. Gjalp, die Brausende, Greip, die Packende, Eistla, díe Raschdahinstürmende, Eyrgjafa, die Sandspenderin, Ulfrun, die Wölfische, Angeyja, die Bedrängerin, Imd, die Rauschende, Atal, die Verderbliche, Jarnsaxa, die mit dem Eisenmesser, sie alle, die Heimdall gebaren, stürzten sich auf die raubende Riesin und hemmten die Heraneilende, daß sie nicht eingreifen konnte in den Kampf.
So wütend wogten die Wogen, so zornig spritzte der weiße Schaum gen Himmel, daß die Schiffe der Menschen auf der Meerflut zerschmetterten und selbst das Land weithin erbebte.
Endlich gelang es Heimdall, Loki zu fassen und ihm das helle Geschmeide zu entreißen. Kraftlos sank Loki zurück, Heimdall aber enthob sich dem Meer und flog in Adlergestalt zur Götterhöhe empor.
„Wie konntest du dem Verderber trauen?" schalt er Freyja, als er ihr das funkelnde Kleinod zurückgab. „Wisse, nie wieder wirst du Od schauen, ehe denn Ragnarök, die Götterdämmerung, hereinbricht. Vergeblich suchst du ihn bei Ran. Odin allein und ich wissen um das Geheimnis, das ihn verbirgt. Aber du sollst ihn wiedersehn am Tage des Weltenkampfes, ehe durch Tränen und Blut die neue Welt aus den Fluten steigt. Und dann wird auch Loki seine Strafe empfangen, dessen Arglist so oft uns Göttern zum Unheil ward."
Als der weiße Ase wieder an der Himmelsbrücke stand, wachend, damit nicht die Riesen vor der Zeit die Burg der Götter erstürmten, da nahm er einen Kerbstock hervor und schnitt eine Kerbe hinein zu den vielen, die Lokis Untaten dem Gedächtnis bewahrten. Als er aber den Schnitt tat, war es, als stieße ein Messer in das Herz Lokis, des Argen. Er, der daheim mit bitterem Lächeln auf dem Ruhebett lag, fühlte plötzlich einen schmerzenden Stich in der Brust und stöhnte auf in vorahnender Qual; doch Sigrun, sein getreues Weib, tröstete ihn.

Hermann Harder

Wer das Gute will muß mit dem Bösen kämpfen

Schicksalsruf

Still, groß und sicher leuchtet das Gestirn unseres Schicksals und unserer Tage über der tosenden Verwirrung dieses Frühjahrs. Ja, es ist ein gewaltiges Gestirn, und deutlich lesen wir in ihm, daß unsere äußere Lebensruhe dahin ist, und daß wir nur durch rastloses Ringen und riesenmäßige Arbeit die Ruhe unserer Seele erkämpfen können. Die goldenen Locken unserer Jugend werden in diesem Kampfe ergrauen, mit dem Schwerte in der Hand wird sie ihre Erfahrungen sammeln und unter den Waffen ihre Studien vollenden, und sie wird gedrängte Tage an das verwenden können, wozu die Väter lange Jahre brauchten. Das ganze zarte Geschlecht der Jungfrauen von heute wird unter Sturm und Gewitter verblühen und in kurzen fliegenden Augenblicken die heitere Freude haschen, welche es sonst in langen Lenzmonden schlürfte; aber diese Minuten werden schwerer, feuriger, seliger sein als jene langen ruhigen Jahreszeiten der müßigen Lust. Der Reiz der Unschuld wird die glühende Tugend unserer Jünglinge zieren, welche sich dem Vaterlande weihen. Die Mütter werden unter schweren Sorgen ihre Söhne aufziehen, aber jede hat dafür die stolze Hoffnung, dem Vaterlande einen Retter zu schenken; denn es wird keinen überflüssigen, unnützen Bürger mehr geben. Die Greise werden aber noch am Rande ihres Grabes die Summe ihres langen Lebens verdoppeln können und die Erfahrungen und Früchte eines Jahrhunderts mit hinübernehmen. Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen?

Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet, denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden, denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns sei, der sei wider uns, nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde.

Gottfried Keller (1819–1890)

Hermann Stehrs deutsche Sendung

EINE BETRACHTUNG ÜBER SEIN LEBENSWERK
ANLÄSSLICH SEINES 80. GEBURTSTAGES, 16. 2. 1944

Überblickt man Stehrs dichterisches Werk von seinem ersten bis zu seinem letzten Federzug, so erkennt man: hier gestaltet ein leidenschaftlicher, blutvoller Mensch, ein Streiter für Recht und Gerechtigkeit, für Wahrheit und Sitte, ein Kämpfer gegen alle sozialen, gesellschaftlichen, kirchlichen und staatlichen Mißstände aus eigenem harten Erleben und einem aus tiefer Liebe geborenen Wissen um alles Menschliche und Allzumenschliche im Gewande der Dichtung sich und uns eine Welt, die, obwohl sie scheinbar nichts anderes als ein getreues Abbild der Wirklichkeit zeichnet, doch so durchscheinend wird, daß ihre tiefere Wirklichkeit zutage tritt. Wie „mit schleierlosen Augen" blickt der Dichter hinter die Sinnenwelt und namentlich dem Menschen bis in die letzten Falten seines Wesens, bis in jenen geheimnisvollen Abgrund unserer Wesenheit, die wir „in uns Seele, außer uns Gott" nennen. Damit sind wir auch schon an jenem Kernpunkt des Stehrschen Weltbildes angelangt, von dem aus sich der Sinngehalt seines ganzen Dichtens erschließen läßt. Wir meinen seine aus tiefsten Lebenseinsichten errungene Botschaft eines Gotterlebnisses, das nicht ins Jenseits, nicht aus den Bezirken des Irdischen heraus und von den Forderungen der Lebenswirklichkeit gelöst, vielmehr ausschließlich im Diesseits, im Menschen selbst beschlossen liegt. „Der Mensch ist die Tendenz der Welt", diese Worte Stehrs stehen am Eingang seines dichterischen Schaffens, „dieser Tendenz will ich leben und sterben, der Tendenz des Menschentums". Das wahre Selbst des Menschen aber, die Seele, ist göttlich, das ist Stehrs tiefster Glaube.

Vor jeder Religion steht die Sehnsucht nach der Erkenntnis Gottes. Es ist die Sehnsucht der Seele, schon im Diesseits zur vollkommenen Wesensvereinigung mit Gott zu gelangen. Sie führt, solange sie sich nur als demütiges Harren auf die Vergottung äußert, zu jener reinen strengen Gottesmystik Ekkeharts, die nur in Gott Ruhe findet, nur in ihm und der Seele, seinem Ebenbilde, die Wirklichkeit sieht, die Natur aber nur als eine Summe von Endlichkeiten, nicht aber ihr göttliches Sein erkennt. Stehrs Gottessehnsucht jedoch steigert sich aus dem Bewußtsein von der göttlichen Menschenseele bis zum Gedanken, ja zur Forderung der Gottgleichheit. Hier bricht ein Persönlichkeitsbewußtsein durch, das die Seele als das Höchste der Schöpfung setzt, sie gar als eine selbstschöpferische Kraft erkennt, die „Gott zu zwingen" vermag, womit Stehr freilich unter „Gott" nicht und niemals einen persönlichen Gott versteht, sondern eben jene geheimnisvolle tiefste Kraft in unserer Seele.

Sein Ringen und Kämpfen mit Gott gestaltete Stehr in der großen Romandreiheit „Der begrabene Gott", „Drei Nächte" und „Der Heiligenhof". In ihr ist der schmerzvolle Weg, den jeder religiöse Mensch zu gehen hat, umschritten: er führt aus der Verzweiflung an dem alten Gott über ein noch im Dunkeln tastendes Suchen nach einem neuen Gott bis zur Er-

kenntnis der durch Selbsterlösung allein in Gott verankerten Seele. In diesen Zustand leidensferner, Ich-gelöster Seligkeit kann nach Stehr ein jeder Mensch gelangen und sich schon im Leben in jene Tiefe seiner Wesenheit zurückfinden, in der er eingeht „in die Herrlichkeit des Reiches unter uns". In den „Drei Nächten" sagt Franz Faber, diese dichterische Verkörperung Hermann Stehrs selbst: „Die alten Wahrheiten sind schal geworden. Sie gleichen leeren Hülsen und Glocken, die das Geläut verloren haben." Für Stehr ist der einzige Weg zu Gott der Mensch selbst. „Nicht auf dem Berge Garazin", heißt es im „Heiligenhof", noch zu Jerusalem ist Gott zu finden, noch zu Rom, noch zu Wittenberg. Man baut Tempel aus Stein und fängt ihn nicht. Man errichtet Kirchen, und keine Wand kann ihn binden. Darum lasset uns in der eigenen Brust Türme bauen, die in den Himmel reichen, ein Haus mit dem goldenen Dach der Wahrhaftigkeit des Herzens, mit Mauern aus gutem Willen und einer Liebe, die nie endet. Denn vom Aufgang des Daseins bis zu seinem Niedergang ist Gott in dem Menschen, entweder zu seiner Pein oder zu seiner Seligkeit."

Aus der Tiefe jenes ewigen Wesens, das wir „in uns Seele, außer uns Gott" nennen, wächst nach Stehrs fester Überzeugung unser ganzes menschliches Schicksal, nicht nur das des Einzelnen, sondern das ganzer Völker, das Heraufkommen mächtiger Reiche und ihr Verfall, der Sieg und der Sturz von Religionen, — und zwar je nach der Wesensbeschaffenheit der Menschen selbst. Denn für den Einzelnen wie für die Völker gilt das Gesetz von Ursache und Wirkung. Sie sind „die Kanzler der ewigen Macht: unbestechlich, allgegenwärtig, zeitlos". Je nachdem also, ob sich die Menschen als Einzelne wie in ihrer Gemeinschaft als Volk in ihren Gedanken, Wünschen und Handlungen in Übereinstimmung mit ihrem göttlichen Wesensgrund setzen, oder ob sie seiner nicht achten oder ihm gar zuwiderhandeln, nimmt ihnen das Schicksal Maß und erhöht oder vernichtet sie.

Von dieser Erkenntnis aus ist es nur noch ein Schritt zu der Nutzanwendung, die Stehr für sein Volk aus ihr zieht, wenn er bereits 1922, mitten in den Jahren der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, niederschrieb:

„Ihr selbst seid der Staat. Ihr seid seine Ursache, er ist nur eure Wirkung... Jawohl, seid unzufrieden, aber zuerst in euch hinein, seid unzufrieden vor allem anderen mit euren Schwächen und Fehlern, und wenn ihr schon ein hartes, unnachsichtiges Gericht braucht, so kehrt es gegen euch selbst. Dann habt ihr euer Leben lang zu tun und werdet nicht Zeit haben, euren Nebenmenschen und dem Staat alle Augenblicke die Fenster einzuwerfen. Wofür haben unsere Väter ihr Leben hingegeben? Sie fielen für das alte Deutschland und wurden so leuchtende Grundsteine für das neue Deutschland... Jeder einzelne Deutsche ruhe nicht eher, bis er ein Held dieser sittlichen Idee geworden ist. Dann erst besitzt er die wahre deutsche, die einzig wahre Menschengesinnung; dann erst ist das neue Deutschland geboren... durch eine sittliche Wiedergeburt, und dort würde es auch sterben durch sittlichen Verfall... Nicht das Schwert der Feinde gräbt Völkern das Grab und zertrümmert Reiche. Die Völker selber zerstören ihre Staaten und scharren sich ein... So wie wir die Glocke der Stunde läuten, genau so wird die Zukunft klingen. Die Glocke des Schicksals aber wird von dem Herzen und Geiste der Menschen geläutet, und was der Herzschlag hineinzuckt, das dröhnt ehern das Schicksal wider."

Schon zu jener Zeit trug Hermann Stehr den Plan zu einem neuen großen Romanwerk in sich, darin er aus seinen bis dahin im „Heiligenhof" gipfelnden weltanschaulichen Erkenntnissen gleichsam die volkspolitischen Folgerungen ziehen wollte und das den Titel „Das Geschlecht der Maechler" tragen sollte. Als dann, allerdings erst Jahre später, sein Roman „Nathanael Maechler" (1929) erschien, trat für alle Tieferhorchenden das Volkserzieherische dieses reifen Alterwerkes so klar zutage, daß es von ihnen wie ein Aufruf zur Selbstverantwortung des Einzelnen und des Volkes verstanden wurde. Viele Leser waren jedoch in völliger Verkennung seiner kompromißlosen Ablehnung der katholischen Kirche kurzsichtig genug, in der schließlichen Hinwendung seines Helden zu den Heilsmitteln der Kirche so etwas wie eine Rückkehr des Dichters selbst zu den Lehren Roms zu vermuten. Jene Kurzsichtigen übersahen, daß Nathanael Maechler, der aufrechte, aber durch eine frühe Schuld beladene und vom Leben schicksalhaft geschlagene Mann diese Wendung zur kirchlichen Frömmigkeit nur vollzog, weil er noch nicht reif genug war, den Zugang zu seiner tiefsten menschengöttlichen Wesenheit, der Seele, und damit zur Selbsterlösung zu finden. Nur die Wenigsten konnten damals auch darum wissen, daß der Dichter mit diesem Roman, dem ein Hinweis auf die noch ausstehenden Teile fehlte, erst die Grundmauern zu jenem seit Jahren geplanten Werk gelegt hatte. Bis zum Tode des Dichters (1940) lag von diesem Epos nur noch ein 1933 erschienenes Mittelstück „Die Nachkommen" in Buchform vor, so daß sich der volle Sinngehalt des großangelegten Werkes noch nicht ermessen ließ. Diesen Sinngehalt erschließt erst der aus dem Nachlaß soeben erscheinende Schlußband „Damian Maechler oder das große Schermesser".

Im „Geschlecht der Maechler" krönt der Dichter sein Lebenswerk durch ein idealistisches Bekenntnis zum deutschen Menschentum. Im Spiegel einer drei Generationen umspannenden Familie entrollt uns Stehr nicht mehr und nicht weniger als den Schicksalsweg des deutschen Volkes, wie es ihn von der einen Revolution (1848) bis zur anderen (1918) und bis in die Wogen der Inflation hinein (1923) gehen mußte. Aber für Stehr vollzieht sich dieses in der Gerberfamilie Maechler gespiegelte Schicksal eines Volkes, wie bei ihm nicht anders zu erwarten, nicht vorder-, sondern hintergründig, im Brennspiegel der Seelen seiner drei Helden: Nathanael, Jochen, seinem Sohn, und Damian, seinem Enkel; ein jeder von ihnen erscheint als ein typischer Vertreter seiner Generation. Über dem ganzen aber stehen als Motto jene Sätze, die schon in Nathanael aufklingen, seinem Enkel zur Richtschnur seines idealistischen Strebens werden, vom Dichter jedoch als Flammenschrift den Herzen aller deutschen Menschen und für alle Zukunft eingebrannt werden möchten, und die da lauten:

„Das Volk ist der Staat. Wie ihr seid, so wird der Staat sein im Guten und im Bösen. Seid treu in der Pflicht eurer Tage, so schafft ihr dem Vaterland gute Jahre. Soll es licht in der Zeit sein, so muß es erst licht in unserem Innern sein, licht von der Wahrhaftigkeit gegenseitiger Duldung und Wertschätzung her, licht von der Hilfe für den schwachen Nebenmenschen her, aber auch und vor allem licht von dem ernsten Willen zur Reinheit in uns selber. Denn wer mit Schatten haust, dem wäre es besser, er läge unter den

Toten. Wisset, ein Held sein zum Tode ist schwer und herrlich. Schwerer und herrlicher ist, ein Held sein im Leben.“

Jedem der drei Maechler, Nathanael, Jochen und Damian, ist diese schwerste und herrlichste Aufgabe, „ein Held sein im Leben“, gestellt, eine Aufgabe, die nicht bloß darauf hinausläuft, daß der Mensch sein Leben rein äußerlich bewältigt, daß er es vielmehr aus der Kraft seiner Seele läutere, bis ihr göttliches Licht sein Wesen erfüllt und durchflutet. Jeder von ihnen unterzieht sich dieser Aufgabe in seiner Weise. Nathanael scheitert an ihr, trotz leidenschaftlichster Hingegebenheit an sie; Jochen, sein Sohn, entzieht sich ihr durch „enge Daseinsbemessung“, und nur Damian, dem Enkel, gelingt ihre Lösung. Erfüllt von einer ihm gleichsam schon in die Windeln gelegten idealistischen Daseinsbetrachtung, bezieht er, das Handwerk seiner Väter verleugnend, 1913 die Universität. Dort wird er in drei wahrhaften, den Glauben seines Geistes befestigenden Lehrjahren zu einer Zielsetzung seines Lebens hingeführt, in der ihn der Ausbruch des Weltkrieges und das Toben der Schlachten nur härtet, aber nicht erstarrt, noch das tragische Kriegsende und die Revolution wankend zu machen vermögen. Zwar beutelt ihn das Schicksal mehrfach durch schwerste Erschütterungen in seiner Ehe und während seines volkserzieherischen Wirkens in den Wogen der Revolution, aber immer wieder findet er den Weg in die geistige Welt seines philosophischen und geschichtlichen Forschens. Doch zu den letzten Höhen der Erkenntnis von der göttlichen Wesenheit des Menschen und der in ihr begründeten sittlichen, weltanschaulichen und völkischen Haltung gelangt er erst durch jenen Franz Faber, der schon den Heiligenhofbauer Sintlinger aus der tiefsten Seelennot aufrichtete.

Empfängt das deutsche Volk im „Damian Maechler“ mithin Hermann Stehrs Vermächtnis, so mit dem ganzen Romanwerk „Das Geschlecht der Maechler“ einen „Spiegel“ seines tiefsten Wesens. Denn indem er ihm in seinen Schwächen zugleich seine Tugenden enthüllt, entzündet er, gleich einem Brennspiegel, den göttlichen Funken jenes ewigen Lichtes zur Flamme, das im Grunde allen Seins leuchtet. Unser Spiegelbild, in das wir hier schauen, ruft uns zu, dieses Göttliche in uns im Dienst an der deutschen Schicksalsgemeinschaft unserer Tage so zu verwirklichen, wie es den Besten der Generation von 1914 vorschwebte, während „das große Schermesser“, der Weltkrieg, über die Menschheit raste, ohne daß ihr Volk ihnen nachfolgte.

Wilhelm Meridies

Der Mensch ist die Tendenz der Welt

HERMANN STEHR

Kraft aus der Stille

Die größten Ereignisse —
das sind nicht unsre lautesten,
sondern unsre stillsten Stunden
Friedrich Nietzsche

Unsere Zeit ist so voll von Ereignissen, daß nur noch wenige uns zu einem wirklichen Erlebnis werden. Auch fällt vor dem mitleidlosen Urteil der Front aller Firnis von den Menschen und Dingen ab, und die Herzen der Krieger öffnen sich nur noch dem Wesentlichen. Das ist gut so. Die Kampfhandlungen, die dem Krieger zu bleibenden Erlebnissen seines Herzens werden, sind auf lange Zeit hinaus so wach in ihm, daß man dazu nichts zu erklären braucht. Er beherbergt in sich die Bilder eines derartigen Kampfes als unverlierbares Gut. Er bewahrt sie so tief in sich auf, daß er selten Worte darüber findet und dies lieber denen überläßt, die nichts davon erlebt haben und darum die Scheu vor den Empfindungen des Kriegers nicht besitzen.

Doch greifen wir einmal weiter zurück zu jenen Erlebnissen, die in unsere Herzen eingedrungen sind und haften blieben: Da war es das Singen eines aufrüttelnden Liedes in einer politischen Versammlung und die Atmosphäre eines klingenden Vorbeimarsches am Reichsparteitag oder bei einer militärischen Parade. Da verspürten wir in einer Feierstunde die geballte Kraft gleichgerichteter und gleichbegeisterter Herzen, so stark, wie uns nach einem Nahkampf die Kampfgemeinschaft der kleinsten Einheit der Front zum tiefen, deutlichen Bewußtsein wird; da erlebten wir in der Ehe Liebe und Kameradschaft und den Gleichklang der Wesen. Die Gemeinschaft ließ uns hier erleben, sie selbst wurde uns zu einem erhebenden Erlebnis unserer Herzen.

Jedoch sind unsere Erlebnisse nicht alle von dieser Art. Manch einer ist schon durch eine Ausstellung gegangen und mußte vor einem Bilde stehenbleiben, das ihn lange festhielt. Er sah auf ihm nur den Ausschnitt eines winterlichen Seeufers. Auf dem kleinen gefrorenen Uferfleck lag im feinen Dunste die Sonne. Ihre Strahlen umgoldeten alles und gossen sich auf die eingefrorenen Kiesel, die im Eise lagen und die Decke wölbten. Sie umspielten den beschneiten Zweig, der tief über die Fläche hing und dessen Schatten so blaßblau waren wie die der Kugeln im Eise.

Dem Beschauer werden sicher nur wenige Einzelheiten im Gedächtnis haften geblieben sein. Vieles aus dem Bilde wird er nicht mehr erwähnen können, nur, daß es ihn irgendwie ergriff. Er wird zu sagen wissen, daß er lange davorstand und hineinsank. Er fühlte sein Inneres sich füllen und empfand den Druck seiner beseligten Ichheit ihm bis in die Kehle steigen. In ihm brodelte die Empfänglichkeit. Er konnte sich mit einer großen Beglückung beschenken — er erlebte.

Haben wir nicht alle schon einmal einen Winterwald von unwirklicher Stille durchschritten? Sind wir in diesem weißen Walde nicht schon einmal einen schmalen Weg langsam hinuntergegangen? Wir sind stehengeblieben, haben die Augen geschlossen und fühlten uns plötzlich von



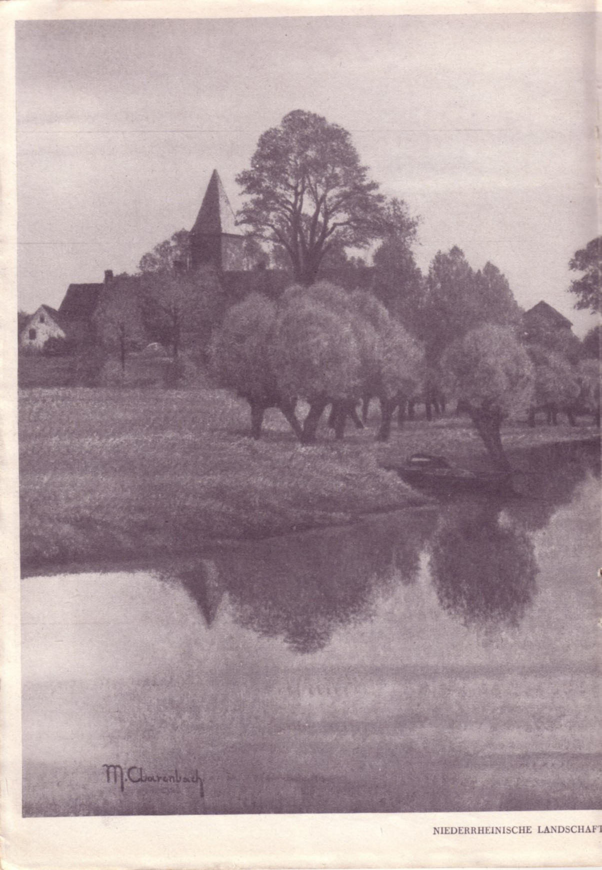
SCHWARZWALDLANDSCHAFT / VON HERMANN WOLFF, KARLSRUHE

Spruch

Laßt unsren Jünglingen die Einsamkeit,
Wenn sie den Dienst getan, den sie geschuldet,
Laßt ihnen diese zarte Dunkelheit,
Worin sie sonst geleuchtet und geduldet.

Gönnt euren Meisten einsam Wanderglück,
Auf innerer Heide unter schwerer Wolke –
Sie bringen beide ihres Tags zurück
Den Schatz der Stille – euch und unserm Volke

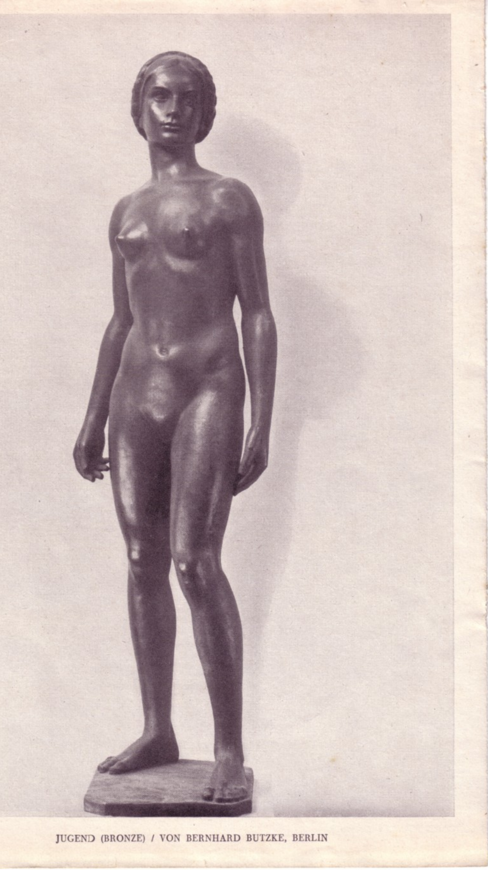
ERNST BERTRAM



NIEDERRHEINISCHE LANDSCHAFT



/ GEMÄLDE VON CLARENBACH



JUGEND (BRONZE) / VON BERNHARD BUTZKE, BERLIN

blendendem Licht und Wärme umflossen. Behutsam haben wir die Augen ein wenig geöffnet — und standen mitten in Strahlenbalken, die die Sonne durch die Lücken der Tannen schob. Wir haben den Weg hinuntergeblickt, auf den Schnee, der blau und golden war, und auf Waldboden und Zweigen lag wie dicker Samt. Das erschreckte Knistern über uns hörten wir kaum, haben dann aber das Silberschweben des Schnees gesehen, als er durch die goldenen Balken sank. Wie haben wir da geatmet, um vor Seligkeit nicht zu ersticken?! Wie lange haben wir dort gestanden? Jahrelang, denn uns ist, als wäre es gestern gewesen.

Können wir jemals den hochstämmigen Wald vergessen, durch den wir täglich in einem Sommermonat gehen mußten — oder die hohen Wiesengräser, in denen wir auf dem Rücken gelegen haben und in den Himmel gesehen? Dort haben wir den Wind über die Wiese laufen gehört und auch den unzählbaren, mannigfachen Stimmen des Lebens gelauscht, die die Mutter Erde besitzt.

Ja, dies sind Erlebnisse anderer, leiserer Art, und es drängt uns fast, schon jetzt die Frage nach ihrem Werte für uns zu beantworten. Doch zuvor müssen wir eine kleine Wirklichkeit des Lebens beachten: Jedes Erleben vertieft sich in der Stille. — Ich erinnere mich noch genau eines Stellungswechsels mit meiner Batterie am Lowat. Nach einem von berittenen Sowjetverbänden unsicher gemachten Heidegelände, in dem aber wenigstens kaum befahrene Wege zur Verfügung standen, mußte ein Waldgebiet überwunden werden, das von der Schlammperiode in einen unbeschreiblichen Zustand versetzt worden war. Einzeln mußten die ZgKW. mit den 7,5 Tonnen schweren Geschützen unter unvorstellbaren Schwierigkeiten hindurchgeschleust werden, was sich in Stunden schwerster körperlicher Anstrengungen aller unter ständig sich wiederholendem Anfahren, Steckenbleiben, Zurückstoßen, Geschützabhängen, Herausschaufeln der dicken Gummiräder, Ästeabschlagen, Wegeauspolstern usw. vollzog.

Es war dies nicht gerade ein Stellungswechsel ungewöhnlicher Art. Unvergeßlich wurde er nur durch die Eigenart der hellen Nacht, in der aus den seltsamen Formen des Walddickichtes, aus den Schlammlöchern und -rinnen sowie aus dem Seidenlicht des Mondes gespenstische Schatten hervorgezaubert wurden.

Noch in der gleichen Nacht bin ich auf einem eingefangenen Kosakenpferd denselben Weg zurück zum Abteilungsgefechtsstand geritten. In der Stille dieses Rittes, in der nichts weiter zu hören war als das mühsame Stampfen des Pferdes, nahm ich zum zweiten Male die Eigenart dieses Gespensterwaldes in mich auf. Jetzt erst jedoch vertiefte sich mir das erste Erleben beim Stellungswechsel. Das undurchdringliche Gebüsch, Gehölz, Gestrüpp und Gewächs, den knietiefen Schlamm und Morast beobachtete ich jetzt mit aufnahmebereiteren und nicht mehr abgelenkten Augen. Die ausgefahrenen, sumpfartig gefährlichen Rinnen schlängelten sich wie schwarze Schlangen im fahlen Mondlicht. Allenthalben war der süßliche Geruch verwesenden Fleisches wahrnehmbar.

Mit diesem Beispiel will ich nur sagen, daß die Stille notwendig ist, um jedes Erlebnis eindringlicher werden zu lassen. Keinem kann dies bewußter werden als dem Soldaten. Wer kennt nicht jene stillen Minuten, in denen er nachempfand, wie er seinen ersten Nahkampf er-

lebte, wie er, in sein Erdloch gekauert, seiner Verschüttung durch die nächste Granate entgegensah, oder wie ein mörderischer Feuerüberfall sowjetischer Salvengeschütze ihn mit einer Verwundung zu Boden zwang?! Er erlebte hier zum zweitenmal und in der Stille weit gepackter und tiefer.

Nun wissen wir auch, daß die Erlebnisse in der Stille unsere größten sein können. Darum lieben so viele nicht den großen Lärm und das Laute. Denn was gibt es dabei schon zu erleben? Je tiefer die Stille, desto größer ist die Beglückung. Im Schritt nur darfst du durch den Wald reiten, wenn ein leiser Regen sprüht.

So werden uns auch die stillen Stunden einer Weihnachtsfeier zu einem Erlebnis unseres Herzens, wie ein Spaziergang durch die altbekannten Vorstädte, durch liebe Straßen im Sonnenlicht und Herbstlaub, wie ein russischer Oktobermorgen mit klirrendem Wind und einem bleichen Himmel, wie die fünf Minuten Bunkerfrieden, in denen uns einer beim trüben Schein eines Hindenburg-Lichtes aus einem Hefte vorlas. Wir kennen diese seltenen, diese manchmal einmaligen Stunden unseres Lebens. Sie brauchen nicht immer große Beglückungen zu sein. Erschütterungen tun das gleiche. Doch auf jeden Fall sind sie die Höhepunkte unseres Ichgefühls.

Wir wollen diese Dinge nicht ganz ohne Nutzanwendung verlassen: In der guten Ehe werden innerlich verwandte Menschen einander stets das Recht zubilligen, gelegentlich in Stille und Einsamkeit vieles zum Erleben zu bringen und alles Erlebte zu vertiefen. Dieses Bedürfnis ist wohl gewiß ein Wesenszug vor allem des nordischen Menschen. Denn diesem beklemmt auch in der Ehe der Versuch, die Seelen schonungslos und für jede Minute des gemeinsamen Lebens aneinanderzukleben, das Atmen.

Folgern wir weiter: Wenn wir wissen, daß die Stille notwendig ist, um ein Erlebnis in jedem von uns zu vertiefen und zu verinnerlichen, dann müssen wir auch die Forderung bejahen, jedem Zeit und Gelegenheit „zur Stille“ zu geben. In solchen Augenblicken darf niemand zur Gemeinschaft gezwungen werden. Das Gemeinschaftserlebnis der Vereidigung zB. bedarf im unmittelbaren Anschluß daran einer gewissen Freizeit und nicht besonders scharfen Ausbildungsdienstes. Das reiche Wesen des deutschen Menschen vermag, erst einmal in Ruhe gelassen, die Erlebnisse des Herzens schöpferisch zu verarbeiten. Hier ergibt sich manche Richtlinie für unsere Kulturpolitik.

Viele unserer Großen — denken wir nur an Kant, Beethoven, Nietzsche — sind bekannt dafür, daß sie im Zwange zur Einsamkeit leben mußten. Denn das Bedürfnis nach Stille, nach Einsamkeit ist abhängig vom Erlebnisreichtum unserer Seele. Der innerlich reiche Mensch ist voll von seelischen Erlebnissen, die ihn zwangsläufig die Einsamkeit und Stille suchen lassen, um dort „mit sich ins reine kommen“ zu können. Wir brauchen jedoch kein Kant und kein Beethoven zu sein, um Stille und Einsamkeit nötig zu haben. Ein jeder von uns ist empfänglich genug, die großen Anrufe des Lebens zu vernehmen. Einem jeden von uns wird einmal ein Geschehen, ein Anblick, eine Handlung zum Erlebnis seines Herzens. Und da brauchen wir alle einmal die Stille, um aus ihr den Ausgleich für unsere Seelen und neue Kraft zum Kampf und zum Schaffen in der Gemeinschaft zu holen.

Walter Hohmüller

Europäische Gemeinschaft

In dem gegenwärtigen Kampf, der die ganze Erdkugel umspannt, hat Europa dieselbe Stellung inne wie das alte Griechenland im Zeitalter der Perserkriege. Wie jenes damals der Hort höchster menschlicher Kultur gewesen ist, so ist es Europa heute. In der Not hat sich das zerpaltene Griechentum gebündet, und der gemeinsame hellenische Einsatz hat die persische Todesgefahr gebannt. Mögen die europäischen Völker vor diesem unsterblichen Vorbild bestehen! Seit dem 22. Juni 1941 tobt die große Landschlacht im Osten, das zweite Marathon. Das zweite Salamis wird auf dem ganzen Weltmeer geschlagen. Siegen aber muß und wird heute wie damals die Macht der Idee, die Macht der edleren Gesittung und höheren Ordnung. Wie der griechische Sieg die Menschheit vor einer Katastrophe bewahrte und das kostbarste Kulturgut fortwirken ließ bis auf den heutigen Tag, so wird auch der europäische Sieg die Arche der Menschheit vor dem Untergang retten und das Licht der europäischen Kultur leuchten lassen in alle Zeit.

Europa steht und stürzt mit Deutschland. Wie 1683 ein türkischer Sieg nicht nur Deutschland, sondern Europa unter die Herrschaft des Sultans gebracht hätte, so würde ein bolschewistischer Sieg über Deutschland ganz Europa bolschewistisch machen. Das Land der Mitte ist eben kein beliebiges Land, sondern das Hauptland des Erdteils, das Land der europäischen Schwerkraft, der Schicksalsträger Europas. Wenn der Westen oder Osten einer europawidrigen Gewalt verfällt, kann und muß sie von der Mitte her aus Europa hinausgeworfen werden. Ist die Mitte in dieser Gewalt, dann gibt es keine rettende Macht mehr. Deshalb sind die europäischen Völker, ob sie es wissen oder nicht, dem Volk der Mitte schicksalhaft verbunden. Deshalb ist deutsche Schwäche europäische Schwäche, deutsche Stärke europäische Stärke. Deshalb müssen die europäischen Völker für alle Zukunft dem zwischenvölkischen Streit innerhalb Europas entsagen und sich um das Volk der Mitte scharen, mit dem sie untergehen oder emporsteigen.

Die Zeit mag kommen, da der jahrtausendalte europäische Staaten- und Völkerstreit nur noch eine historische Erinnerung sein wird, so wie der innerdeutsche Bruderzwist vor 1871 und 1938. Die Selbstbesinnung der europäischen Völker muß dazu führen, daß sie aus dem Zustand einer zerkämpften Völkergesellschaft hinfinden zu der friedlichen Lebensgemeinschaft einer Völkerfamilie. Litauer, Letten und Esten haben nach der bolschewistischen Schreckenszeit gerne den Schutz des Reiches angenommen. Die slawischen Völkerschaften Mitteleuropas werden es mehr und mehr für das größte Glück ihrer Geschichte ansehen, daß sie in deutscher Nachbarschaft den sozialen Tiefstand überwunden haben, auf dem sich Sowjetrußland noch heute befindet. Der großrussisch ausgerichtete Panslawismus hätte die höherstehenden Slawen herabgezogen, das vom Reich geführte Europa wird sie weiter emporziehen. Alle Völkerschaften, nicht zuletzt die nordischen, werden erfahren, daß Abkapselung zur Verkümmerung führt, Hingabe aber an eine große Gemeinschaft erhebt und bereichert.

Kleo Pleyer

UNSERE HELDENSAGE

Das gute Beispiel

Nicht jeder kann die großen Heldentaten aus eigener Anschauung erleben. Aber viele haben an sich die erhebende Kraft beispielhafter soldatischer Haltung in den kleinen Begebenheiten des Kriegsalltags gespürt. Wir wollen uns auch diese merken, davon erzählen und schreiben.

*

Die linke Hand war ihm völlig zerfetzt durch Granatsplitter. Wir sahen es, und er wußte es, der lange Feldwebel, daß die Hand nicht zu retten war. Den Arm hatte er sich selber abgebunden. Langsam rieselte das Blut vom Hals in den Kragen. Aber diese Verwundungen waren weniger gefährlich.
In soldatisch strammer Haltung stand der Schwerverwundete vor seinem Regimentskommandeur auf dem Gefechtsstand, machte die Finger der rechten Hand lang — man sah die Reflexbewegung der zertrümmerten Hand —, richtete sich hoch auf und sagte: „Ich bitte, mich abmelden zu dürfen!"

*

Der Führer der Nachrichtenstaffel erhielt einen Bauchschuß. Er wurde in Deckung gebracht und verbunden. Ein Erdloch schützte ihn notdürftig vor dem feindlichen Artilleriefeuer. Ein Fahrzeug wurde herbeigeschafft, mit dem er abtransportiert werden sollte. „Laßt mich noch etwas hier liegen, ich muß noch einige Befehle geben", sagte er.

*

Beide Hände waren dem kleinen Sanitäter durch Granatsplitter abgeschlagen. Auf dem Schlachtfeld war er notdürftig verbunden worden. Er erreichte den Bataillonsgefechtsstand. Ein Platz auf dem Kübelwagen, der Verwundete zum Verbandplatz fahren sollte, war noch frei. Der kleine Sanitäter lehnte es ab, den Wagen zu besteigen.
„Ich kann ja noch gehen, aber dort kommen welche mit Beinschüssen!" Ein Kamerad steckte dem Verwundeten, der selber dazu nicht mehr in der Lage war, eine brennende Zigarette in den Mund.
Die schwerverwundeten Arme über der Brust verschränkt, ging er zu Fuß durch starkes Artilleriefeuer zum Verbandplatz.

*

Leutnant J. ist schwer verwundet. Beide Unterschenkel sind zerschmettert. Mit blutleerem Gesicht und bleichen Händen liegt er hinter einem Heuhaufen. Als zwei Kameraden sich um ihn bemühen, flucht und wettert er: „Macht euch flach, geht in Deckung! Ihr könnt mich doch bei diesem Feuer nicht verbinden. Setzt mir den Stahlhelm wieder auf und laßt mich liegen, bis das Feuer nachläßt!"
Inzwischen ist der Kompanieführer herangekommen. Der Leutnant wird auf eine Zeltbahn gehoben. Die Zeichen des Todes stehen ihm unverkennbar im Gesicht. „Meine Meldetasche mit den Geheimsachen, Ernst, nimm sie an dich!" Dieser Anruf an den Oberleutnant war sein letzter Befehl!

Werden und Vergehen der Welt im arischen Mythus

Woher kommen die Welten, die Götter, die Menschen und alle die Dinge, die zwischen Himmel und Erde sind? Und wohin gehen sie alle wieder, vor allem die Götter und Welten, die, wenngleich sie das irdische Leben des Menschen überdauern, doch einem großen kosmischen Gesetz unterworfen sein müssen?

So fragt der Mensch aller Zeiten und Völker, und die vergleichende Betrachtung von Mythen und Märchen ergibt eine oft erstaunliche Übereinstimmung in der Fragestellung sowohl als auch in der Beantwortung. Es will deshalb zunächst auch nicht einfach erscheinen, eine rassische Unterschiedlichkeit in der vergleichenden Mythenforschung zu erkennen. Und doch ist eine solche vorhanden, ist der arische Mythus der Weltentstehung grundsätzlich verschieden vom chinesischen, babylonischen oder dem der Azteken. Obwohl die Vorstellungen von einer kosmischen Ordnung auch im arischen Rassebereich auf den ersten Blick verschieden zu sein scheinen, ist doch trotz räumlicher und zeitlicher Unterschiede ein großes, gemeinsames Grundgefüge erkennbar. Gleiches Wissen um ein ewiges Weltgesetz tut sich kund im gestaltgewordenen Erlebnis des germanischen Nordlandes, im grübelnden Versunkensein des vedischen Indien und im feiernden Gebet des großen, glaubensstarken Ariers Zarathustra.

Von den Weltentstehungsmythen, die uns aus dem arischen Rassebereich überkommen sind, geben Rigveda und Edda die erhabensten Zeugnisse. Fast 2000 Jahre vor dem Beginn der philosophischen Weltbetrachtung in Griechenland stoßen arische Weise in Indien bereits bis an die Grenzen menschlicher Erkenntnis vor, über die hinaus es kein Wissen mehr gibt. Wir können heute nur in Ehrfurcht vor der zwingenden Klarheit arischen Weistums stehen, das sich in all seiner Tiefe im 10. Buch des Rigveda, Kapitel 129, offenbart:

1. *„Nicht das Nichtseiende war damals und auch nicht das Seiende; nicht der Luftraum war, nicht der Himmel darüber. Was bewegte sich? Wo? In wessen Schutz? War das Wasser, die unergründliche Tiefe?*
2. *Nicht der Tod war damals und auch nicht die Unsterblichkeit, kein Unterschied war zwischen Nacht und Tag. Das Eine atmete ohne Wind aus eigener Kraft; nichts anderes als dieses gab es.*
6. *Wer weiß es gewiß, wer kann es hier verkünden, woher sie geboren ist, woher diese Schöpfung stammt? Diesseits sind die Götter von der Erschaffung dieses All. Wer aber weiß, woraus es geworden ist?*
7. *Woraus diese Schöpfung geworden ist, ob sie erschaffen ist oder nicht? Er, der ihr Aufseher ist im höchsten Himmel, er weiß es gewiß, oder ob auch er es nicht weiß?"*

Jedem christlichen Denken wäre diese letzte Frage als ein schwerer Frevel und eine Verleugnung der göttlichen Allmacht erschienen. Der arische Geist Indiens kennt keine solche lähmende Fessel, weiß um keine absolute göttliche Offenbarung, die jedes diesbezügliche menschliche Sinnen und Denken von vornherein verdammt. Gleich den Griechen Homers, gleich den Germanen der eddischen Heldenlieder, so tritt auch er mit stolzem Selbst-

bewußtsein und einer fast heiteren Gelassenheit seinen Göttern gegenüber. Auch er weiß, daß die Götter „diesseits sind von der Erschaffung des All“ und daß sie wie der Mensch einer größeren Weltordnung unterworfen sind. Und diesen letzten Grund der Welt in Worten zu fassen, unterfängt er sich in ganz nach innen gewandter, einsamer Versenkung in die lockenden und verheißenden Gefilde des Geistes. Was am Anfang nicht war, das vermag auch er nur zu sagen. Aber gleich einem Heimatlosen, der es nicht mehr zu deuten vermag, so sucht er und ringt um Erkenntnis, treibt das Wort in die tiefsten Gründe und findet lange vor einem Plato und Aristoteles letzte und oberste Grundbegriffe: atman und brahman — das Eine und das All, — sat und âsat — Sein und Nichtsein. So ist gerade unser Text ein bezeichnendes Beispiel für die Abwendung des arischen Indiens von der mythischen und bildhaften Gestaltung des dichterischen Erlebens und der Hinwendung zum grübelnden Verstand, zum abstrakten Begriff.

Das Weltenschicksal in der Edda ist noch echter Mythus, umwoben vom inhaltsschweren Nornenspruch und geheimnisdurchwirkten Gesichten weiser Seherinnen Wo in Indien schon letztmögliche Helligkeit begrifflichen Denkens ist, da umwittert die Weissagung der germanischen Wölwa das raunende Singen des nordischen Landes, da atmet jedes Wort noch erdhafte Nähe. Gewiß, es sind in Frage und Beantwortung viele verwandte Züge unverkennbar vorhanden, jedoch wirkt „Der Seherin Gesicht“ wie eine machtvolle Musik, brausend in schicksalhaften Akkorden und wiederum flüsternd und von ewigen Dingen leise erzählend — wo sich im arischen Indien nur noch das Wort um letzte Sinndeutung müht.

Mit der Weissagung der Seherin beginnt die Edda. Daran allein schon mag die Bedeutung erkannt werden, die man ihr von alters her zumaß. Versuche, dieses Gedicht vom Weltenschicksal in einem aus gänzlich anderen Regionen stammenden religiösen Sinne deuten zu wollen, sind immer wieder gescheitert. Die Weissagung der Wölwa ist keine Religion, und sie will keine sein. Sie ist eine begnadete, mythische Vision einer Zeit, die noch urtümliche Erlebnisbereiche kannte, einer Zeit, die Wäldern und Meeren wabernde Geheimnisse abzulauschen verstand.

Die Seherin berichtet ihre geheime Kunde mit einer Stimme, die allen Lärm gebieterisch verstummen macht und feierliche Stille fordert:

„Ich heische Gehör von den heilgen Geschlechtern,
von Heimdalls Kindern, den hohen und niedern;
Walvater wünscht es, so will ich erzählen
der Vorzeit Geschichten aus frühster Erinnrung.
Zu der Riesen Ahnherrn reicht mein Gedächtnis,
die vor Zeiten erzeugt mich haben;
neun Welten kenn ich, neun Räume des Weltbaums,
der tief im Innern der Erde wurzelt.
In der Urzeit war's, als Ymir lebte:
da war nicht Kies noch Meer und kalte Woge;
nicht Erde gab es noch Oberhimmel,
nur gähnende Kluft, doch Gras nirgends.“

Welch eine Kluft zwischen dem „Sein und Nichtsein“ des Rigveda und dem „Kies und Meer und kalte Woge“ unseres Gedichts! Dort die Grenzen einsamer Grübeleien des Geistes, hier die erlebten Züge des nordischen Landes! Auf der einen Seite bereits der erste große Versuch einer rein verstandesmäßigen Erfassung eines heimatlos und in jener Umwelt nie heimisch ge-

wordenen Ariertums, auf der anderen die großartige Ausformung von Geschautem und Erlebtem im mythischen und zugleich dichterischen Wort, das noch lebendigste Beziehung zu jenem Grunde zeigt, auf dem es gewachsen ist. Wenn irgendwo, so werden hier am besten die Klüfte ersichtlich, die den arischen Geist in der weiteren Entwicklung verschiedene Wege gehen lassen.

Der germanische Mythus von der Weltentstehung ist ein zeitloses Dokument lebendiger Wechselwirkung von Erleben und Gestalten. Und wie die Seherin zunächst die früheste Vorzeit aus der mythischen Erinnerung heraufbeschwört, so entrollt sie im folgenden Zug um Zug ein grandioses Weltbild vor unseren Augen, ein Weltbild, aus dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit unerbittlicher Notwendigkeit folgern. Götter und Menschen entstehen, ein Schaffen und Bauen ist's, — und „da kam auch Krieg in die Welt“, eine Tatsache, mit der es sich heldisch auseinanderzusetzen gilt.

Mutet es zunächst an, wie wenn der Werdeprozeß der Welt eine großartige Symphonie in Dur ist, so flicht die Seherin bald die ersten Mollakkorde hinein. Sie ahnt das Unheil, das niemand abzuwenden in der Lage ist. Götter- und Weltendämmerung zieht herauf. Die Götter rüsten, und es rüsten die Menschen. In unnachahmlicher Weise deutet die Wölwa die untrüglichen Anzeichen des bevorstehenden Endes:

„Es befehden sich Brüder und fällen einander,
die Bande des Bluts brechen Schwestersöhne;
arg ist's in der Welt, viel Unzucht gibt es —
Beilzeit, Schwertzeit, es bersten die Schilde,
Windzeit, Wolfzeit, eh die Welt versinkt —
nicht einer der Menschen wird den andern schonen.

Die Sonne wird schwarz, es sinkt die Erde ins Meer.
vom Himmel fallen die hellen Sterne;
es sprüht der Dampf und der Spender des Lebens,
den Himmel bedeckt die heiße Lohe.“

Götter- und Weltendämmerung, — das ist der kühnste arische Gedanke. Er erst vollendet den Mythus der Weltentstehung und läßt das großartige Werden in einem ebenso gewaltigen Vergehen ausklingen. Eine fertige, geschaffene und dann sich selbst überlassene Welt kennt arischer Geist ebensowenig wie ein Jüngstes Gericht. Welt ist ihm vielmehr „ein aus sich selbst rollendes Rad“, sinnhaft gedeutet im Symbol des Hakenkreuzes. Vedische Texte heißen die kosmische Ordnung auch oft „das große Rad des Werdens“, das schicksalerfüllt unaufhaltsam weiterrollt. Götter- und Weltenuntergang ist selbst auch kein letztes Ende, dem ein Leben in was auch immer für einem Jenseits folgt.

Seit Nietzsche ist der Begriff der „ewigen Wiederkunft aller Dinge“ eine fest umrissene Größe. Wenn aber irgendwo, so ist die Lehre von der Wiederkunft in erhabenster Weise in der Völuspa dargestellt, fast vorerlebt. Ja, die Götterdämmerung ist ohne einen neuen Weltenmorgen im germanischen Sinne — sinnlos in des Wortes wahrster Bedeutung. Erst wenn „Böses besser wird und Baldr heimkehrt“, ist die sieghafte Wendung zum Guten vollzogen. Denn daß das Licht über die Finsternis, das Gute über das Böse letztlich triumphieren wird, ist die heiligste arische Gewißheit, die in der Lehre des großen arischen Persers Zarathustra in einem hehren Abgesang ihr zeitloses Gepräge fand. *Fritz Reich*

Das Totengärtlein

Hinter uns liegen die kräfteverzehrenden Weiten Rußlands, vor uns die kleinräumige Landschaft der Heimat. Im Fronturlauberzug verbinden sich die Erinnerungen an die oft übermenschlichen Anstrengungen der Schlachten um ein deutsches Land im Osten mit den Briefen der stillen Häuslichkeit, dem grünen Dorf, dem Einzelbaum auf der Feldflur, dem murmelnden Bach, der sich durch die Wiesen schlängelt, dem rauschenden Wald und den Heckenwegen voller Blüten und erfüllt von dem Gezwitscher der nistenden Vögel. Dir, Brandenburger Hans, schrieb die Frau, daß der Kirschbaum da links vom Schlafzimmerfenster im Rauhreif aussähe, als ob er über und über in Blüte stände; dir, Wieser Toni, daß ein duftender 43er viel Mühe und Arbeit am Weinberg gelohnt habe; dir, Schulte von der Roten Erde, schrieb der Bub, daß er fleißig sei und das Vieh füttern half, und dir, Jungbauer Draxler vom Tannensteig, schrieb die Mutter, daß das Haus blinke und blitze und sich auf dein Kommen freue! Ich liebe die Mark und tausche um nichts auf der Welt mit dir, der du dein Schwabenland über alles liebst, oder mit dir, der du in Schlesien ganz zu Hause bist. Jedem von uns wird seine Landschaft, in die er hineingeboren wurde, zum Nahrungsspender, nicht nur im leiblichen, sondern auch im geistigen Sinne. Generationen vor uns, aus deren Stamm wir wurden, gestalteten unsere Landschaft und legten ihre Kraft und ihr Wesen in dieses Stück Erde. Diese Kraft strahlt heute daraus zurück und befruchtet dein und mein Wesen und hilft all unseren Anlagen zu herrlicher Entfaltung.

Zu Hause angekommen, wird Ausschau gehalten nach diesem und jenem, ob alles noch so ist, wie wir es verlassen haben. Warum habt ihr den großen Baum dort oben gefällt? Warum ist das Obst so wurmstichig? Ich erinnere mich recht gut, daß ich mit Herzhaftigkeit in den rotbackigen Apfel, vom Baum gleich hinter dem Stall, gebissen habe. Wer hat denn den kahlen Friedhof dort draußen gebaut, von keinem Baum umschattet, von keinem Strauch umblüht, von keinem Vogel umzwitschert, von keiner Mauer umfriedet, sondern nackt und bloß, zudringlichen Blicken preisgegeben, nur durch einen Maschendraht vor ehrfurchtslosen Eindringlingen geschützt? Doch schön ist es, daß ihr dort oben hinter der großen Linde die Hecken neu aufgepflanzt habt! Nun können bald wieder Vögel nisten und Ungeziefer vernichten helfen. Viel Arbeit hat die Frau gehabt, doch der Bub und das Mädel haben tüchtig zugepackt, denn Vater soll an allem seine Freude haben, der sich draußen so tapfer für uns schlägt.

„Sag, Frau, das läßt mir keine Ruhe, wer hat euch diesen Friedhof da draußen so lieblos hingesetzt? Du mußt wissen, ich sah viele fallen, und ich versprach ihnen, allen einen Platz in meinem Herzen zu schenken und ihnen Heimrecht zu geben, wie sie es im Leben genossen haben. Doch hier im Dorf hat einer dieses unerbittliche Mahnen noch nicht vernommen: „Macht uns nicht ganz zu greisenhaft ernsten Schatten, laßt uns den feuchten Duft der Heiterkeit, der als Glanz und Schimmer über unserer Jugend lag! Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch weilen



Mit diesem schlichten Stein wurde ein Offizier der Freiheitskriege geehrt. Leider ist die verwitterte Schrift auf unserem Bild nicht mehr zu erkennen. Sie ist ebenso schlicht wie die ganze Form des Steines. Vergleichen wir mit diesem Mal die vielen prunkvollen modischen Steine unserer Zeit auf den Friedhöfen in Stadt und Land, und wir spüren bald, was eine Ehrung der Dahingeschiedenen darstellt und was nur aus Eitelkeit und Geltungsbedürfnis der Nachkommen geschaffen wurde.

Wenn die Angehörigen ihre lieben Toten in diesem Gärtlein besuchten, kamen sie nicht in eine fremde, kalte Welt. Leben und Tod sind dem germanischen Empfinden keine Gegensätze. Auch wenn die Kirche den Tod als „der Sünde Sold" lehrte, feierte das Volk in liebevollen Gebilden aus Eisen, Holz und Stein die Abgeschiedenen mit den Symbolen des Lebens in dem instinktiven Gefühl, daß der Tod die Wurzel neuen Lebens ist.

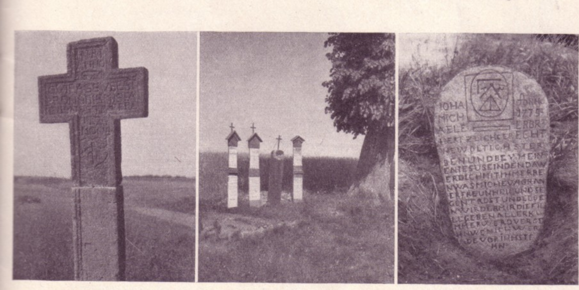


An diesen alten Grabzeichen, die wir durch beliebig viele ergänzen können, ist des Lebens auszusagen. Sinnvoller Schmuck



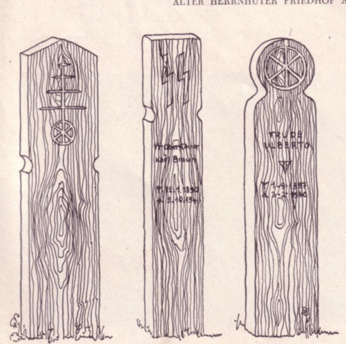
Was diese Grabzeichen aus verschiedenen Jahrhunderten und aus verschiedenen Werkstoffen gemeinsam auszeichnet, das ist ihr fragloses Jasagen zum Leben. Mehr noch als aus den Sinnbildern und Formen spricht diese Einstellung aus der unbekümmerten Frische, mit der die Handwerker geschmiedet, geschnitzt und gemeißelt haben. Das müssen wir vor allem wieder lernen, auch in unserem Schaffen in die eigene Kraft zu vertrauen. Dann werden unsere Werke, ob sie für Alltag oder Feier, für Leben oder Tod gestaltet werden, wieder so sicher dastehen wie die alten, selig in sich selbst, unbekümmert um Tadel oder Beifall, spottend der Pedanterie von Zirkel und Lineal, aber dennoch gehorsam der straffen Zucht ewiger Formgesetze. Wem diese Inschrift zu krumm und buckelig ist, wen es stört, daß die Buchstaben nicht auf der Linie stehen, nicht gleich hoch sind und daß der vergessene Buchstabe kleiner angehängt ist, der mag auch eine schwielige Bauernfaust und eine knorrige Eiche verachten.

Wir jedoch spüren, daß der bäuerliche Handwerker, der diesen Stein schuf, viel wußte von straffer Zucht und Ordnung und daß er die Kraft besaß, auch die Unebenheiten seiner Hand in die Einheit seines Werkes zu zwingen.



nichts Überflüssiges dran; alles an ihnen dient nur dem einen Ziel, einen Gedanken ist niemals Zierat oder Schnörkel.

ALTER HERRNHUTER FRIEDHOF AUS GNADENFREI



Wie bei dem oben abgebildeten alten Herrnhuter Friedhof, so wird auch bei den künftigen Friedhöfen und Gedenkstätten die größte Einfachheit die beste Lösung darstellen. Die Male, von Menschenhand geschaffen, müssen sich sinnvoll einfügen in die umgebende freie und gestaltete Natur.

ENTWÜRFE ZU NEUEN GRABZEICHEN
VON KLAUS STÄRTZENBACH

dürfen in dunklen und hellen Stunden. Weint uns nicht nach, daß jeder Freund sich scheuen muß, von uns zu plaudern und zu lachen." Weißt du, das Totengärtlein muß so schön liegen, daß man zu jeder Stunde gerne hinausgehen möchte, um mit den Toten Zwiesprache zu halten. So ein Totengärtlein muß irgendwo draußen liegen, dort oben an der großen Linde etwa, oder auf dem Hügel, der dort am Ausgang des Dorfes liegt, oder dort drüben auf dem Steilufer des alten Flußtales; es muß aber, wo es auch liegen mag, eine innige Beziehung zum Dorf haben und doch im Mittelpunkt der landschaftlichen Schönheit liegen wie die alten Hügelgräber oder manch kleine Kapelle. Ich denke mir das so ähnlich, wie es Walter Flex im „Wanderer zwischen beiden Welten" schreibt: „Auf den Seehöhen von Lemno schmückte ich ihm das Heldengrab. Zwei Linden über ihm als geruhige Grabwächter, das nahe Rauschen der Wälder und das ferne Gleißen des Sees sollten ihn behüten. In den Bauerngärten umher war eine blühende und schwellende Fülle von Sonne und Sommerblumen. Ein Grab von Sonne und Blumen sollte der sonnenfrohe Junge haben." Denn, weißt du, wir wollen nicht einfach verscharren, sondern voller Stolz die Verstorbenen ehren, denen wir dieses schöne Dorf zu verdanken haben. Bei der Wahl des Platzes dürfen nicht die ewig Müden und diejenigen, die mit der Zeit geizen, das Wort haben, sondern ganz allein Menschen wie jene alte Mutter, der ich im überfüllten Personenzug begegnet bin, die keine Mühe und keinen Weg scheute, und von Ostpreußen her sich auf den Weg machte, um ihren Jungen im Lazarett in Innsbruck zu besuchen. Das Totengärtlein mit seinem Plätzchen für die Gefallenen muß in der Weite der Natur liegen, wo man den Atem der Unendlichkeit spürt. Aber nun rasch die Kinder ins Bett gebracht, dann will ich dir erzählen, was mich bewegt und worüber wir alle uns einmal Gedanken machen sollen.
Wir müssen uns immer stärker damit vertraut machen, daß es innerhalb der künftigen Gemeinschaft Pflichten geben wird, die wir nicht mehr einfach jemandem übertragen können, der aus Beruf so etwas „macht", und der uns gegen ein Entgelt davon befreit. Es wird heilige Pflichten geben, die uns alle gemeinsam ständig angehen, — deren sich jeder einzelne mit gleichem Ernst, mit gleicher Liebe und Wärme annehmen muß, und worin er sich von niemandem vertreten lassen kann. Eine solche heilige Pflicht ist das Anlegen und Betreuen des Gärtleins für unsere Toten und Gefallenen. Siehst du, dazu werden wir uns künftig im Dorfe alle zusammenfinden müssen, um das Totengärtlein selbst zu gestalten.

Ich glaub', dir ist es oft genug auch so gegangen wie mir, daß verschiedene Räume verschiedene Stimmungen hervorriefen. Das erklärte mir ein Kamerad, der in Friedenszeiten Architekt ist, folgendermaßen: Schon die Maßverhältnisse eines Raumes lösen in uns Menschen verschiedene Stimmungswelten aus: Häuslichkeit oder Feierlichkeit. Ein längerer und höherer Raum vermag uns feierlicher zu stimmen, als ein Theater, sei es noch so kostbar ausgestattet, weil ein ringsum gleichseitiger Raum das Gefühl von Ruhe und Behagen aufkommen läßt, also eher zum Stillstand als zur Bewegung ermutigt. Bei der Lebensfeier aber spielen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft eine wesentliche Rolle. Der Mensch geht mit seinen Gedanken aus der Gegenwart zurück in die Vergangenheit und voran in die

Zukunft. Er befindet sich in Bewegung. Körperlich und seelisch wird der Mensch in einem langen Raum wie in einem Säulengang oder dem Mittelschiff einer großen Kirche in Bewegung gesetzt. Aus der Erkenntnis, daß Raumhöhe und Raumlänge die Kraft haben, den Menschen aus dem Alltag heraus feierlich zu stimmen, entsteht das Maßverhältnis von 2 : 3 für das Totengärtlein, in dem sich Gegenwart und Unendlichkeit begegnen.
Da der Kamerad noch anderes Schönes und Wissenswertes über unseren Dorffriedhof zu sagen hat, erzähle ich dir alles, was er mir da draußen gesagt hat: Inhalt und Form des Totengärtleins werden von der kleinsten Gestaltungseinheit, dem Grabe, bestimmt, deren Summe niemals die Form eines Dreiecks oder eines Kreises ergibt. Rhomben, Sterne, Kreuzformen erreichen lediglich auf dem Zeichenbrett ihre höchste Wirkung, in der Natur können sie nur Räume sinnlos zerstückeln. Vom Menschen werden sie in der gewünschten Form nicht erlebt, weil der Mensch nicht in den Wolken, sondern auf der Erde wandelt.
Der Inhalt des Totengärtleins sind der Mensch, der Baum und die Unendlichkeit. Der Baum ist der Vermittler zwischen dieser und dem Menschenalter. Er wird zum Ahnenbaum draußen in der eigenen Flur oder auf dem Dorffriedhof, wenn seine Krone ein Geschlecht überschattet. In enger Gemeinschaft liegt der Mensch neben dem Menschen, ohne jeglichen Unterschied, unter einem Rasen. Der Grabhügel erhebt sich zehn Zentimeter in der Mittellinie über die Rasenoberfläche. Die bevorzugte Lage einzelner, soweit sie hier und da noch notwendig erscheint, wird nicht durch den Geldbeutel bestimmt, sondern allein durch den Ruhm und die Ehrwürdigkeit einer Familie oder des einzelnen. Die Gemeinde trägt die Kosten für die erste festgesetzte Belegungszeit von mindestens 25 Jahren und darüber hinaus für die Zeit, in der innige Pflege des Grabes die Teilnahme und Verbundenheit der Nachkommen beweisen. Siehst du, so entsteht einmal unser Totengärtlein, in dem keineswegs Größe und Kostbarkeit des Grabmals den Vortritt haben dürfen, sondern die Pflanze und deren Pflege, denn ein Garten ohne Blumen ist kein Garten. Heimatliche Einzelblumen sollen uns durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Farben und Formen erquicken. Die gehäufte, in Beeten zusammengepferchte Menge laut blühender Gewächshauspflanzen erschreckt das Auge, das im Totengärtlein eine Blumenwiese sehen wollte, an Sorten und Arten zwar vielfältig, im Gesamteindruck aber innig ausgewogen. Wo der Mensch lieber fühlt als betrachtet, sollen wohlriechende Blumenarten mit ihrem würzigen Duft Ruhe über das Innere des Menschen ausbreiten.
Auf dieser Blumenwiese steht das Grabmal als Symbol vom Menschen.
Das Grabmal umschließt Hunderte von Lebensaugenblicken und söhnt alle Widersprüche aus.
Das Grabmal stellt den Menschen in seiner schließlichen Vollendung dar. Es enthält ebenso die Idee von dem Menschen, der voll reifen durfte, wie von jenem, der noch Leben für viele Jahre hatte. Ohne großen Aufwand kann ein jeder von uns mit einfachem Kerbschnitt die Zeichen des Lebens einschneiden, die Sonnenmotive, die im Sonnenrad und im Malkreuz ihren Ausdruck finden. Der Lebensbaum lehrt uns, daß das Leben, wenn es auch einmal die Blätter wirft, immer wieder neue Kraft aus dem alten Stamm holt. Das Grabmal wendet sich nicht an die Welt, sondern an ein, zwei,



GEDENKSTÄTTE FÜR DIE GEFALLENEN EINES DORFES

drei, vier, fünf oder sechs Menschen, die mit dem Toten in enger körperlicher oder geistiger Verwandtschaft stehen, denn das Eingezeichnete ist keine einfache Äußerung mehr, sondern ein Zwiegespräch. So wird die Ruhe in diesem Totengärtlein gleichsam eine in sich vollendete Bewegung, wo Sinnbild bei Sinnbild steht und sich fest bei der Hand fassen, denn keins ist mehr als das andere, oder nur soviel, als sich ein Mensch vom anderen unterscheidet.

Das Grabzeichen aus Holz wird immer höher als breit sein, ja, je schmaler es ist, um so näher kommt es der Wuchsform des zum Lichte strebenden Baumes. Der Stein dagegen lastet, die Schichtungen liegen übereinander, er ist aus der Erde herausgelöst, seinem Charakter nach, muß er liegen. Das Grabmal wird eher breit als hoch sein. Das Eisen, das als Rund-, Quadrat- oder Flacheisen in die Hand des Schmiedes kommt, muß gestreckt, gestaucht oder gedreht, es muß gespalten, gebogen und genietet werden, ehe es als duftiges Gitterwerk Wind und Sonne freien Durchzug gewährt, wie das Netz der Spinne. Unter dem Einfluß unserer inneren frohen Freiheit verbinden sich Stoff und Form so miteinander, daß die Form aus dem Stoff wächst, wie der Baum aus der Erde oder der Ton aus der Flöte.

Ich freue mich schon ordentlich auf die Zeit, wo alle Bauern gemeinsam nach diesem schönen Plan das Totengärtlein schaffen werden in der Überzeugung, daß über jedem Volk ein zweites von Unsterblichen lebt, deren Dasein unentbehrlich ist, denn diese bilden unsere Rückendeckung, ohne die wir nicht vorwärtsstürmen können."

Klaus Stärtzenbach

Dein Leben gehört Deinem Volke!

Im Tagebuch und in den nachgelassenen Briefen eines SS-Mannes, der sich selbst getötet hatte, kehrt mehrmals der Satz wieder: „Mein Leben ist unnütz geworden!“ Was will er damit sagen, und hat er ein Recht, so zu sprechen?

Der SS-Mann war 21 Jahre alt geworden. Seine Liebe, die ihn nacheinander mit zwei verschiedenen Mädchen verbunden hatte, war nicht leichtsinniger Natur gewesen. Er hatte eine wertvolle Verbindung gesucht, eine ebenbürtige Frau, die ihm in einer beständigen Ehe gesunde Kinder schenken würde. Die erste Verbindung hatte er deshalb aufgegeben, weil ärztliche Zeugnisse einwandfrei ergeben hatten, daß das Mädchen unfruchtbar bleiben würde. Aber dann, als ihn bereits eine neue herzliche Liebe mit einem anderen Mädchen verband, hatte er im Lazarett erfahren müssen, daß er *selbst* durch eigene Schuld zeugungsunfähig geworden war. Seitdem wiederholt sich in seinen Niederschriften die Klage über die Sinnlosigkeit seines Daseins. Er habe alles verloren, wofür er gelebt, geliebt und gekämpft habe, das Fortleben in seinen Kindern.

Was wollte der SS-Mann durch den selbstgewählten Tod erreichen? Wollte er die selbstverschuldete Unfruchtbarkeit sühnen oder wollte er einem kinderlosen Dasein, das ihm arm und leer vorkam, entgehen?

Wir wollen die Untersuchung dieser Fragen getrost den Psychiatern überlassen. Für uns SS-Männer ist in diesem Falle, wie in allen anderen Fällen von Selbstentleibung, nur eine einzige Frage notwendig und wichtig: Hat die Tat dem Volke genützt oder geschadet?

Niemand wird bestreiten können, daß die Tat des hier genannten SS-Mannes dem Volke schweren Schaden zugefügt hat. Denn durch sie wurde nichts gesühnt und wiedergutgemacht. Im Gegenteil, nicht nur daß der SS-Mann seinem Volke die Nachkommen entzogen hatte, entzog er ihm durch seinen eigenen Tod auch noch sich selbst, seine eigene Arbeits- und Kampfkraft. Damit hat er neue Schuld auf sich geladen.

Es kann Fälle geben, in denen eine schwere Schuld nur durch den Tod gesühnt werden kann. Das ist dann der Fall, wenn das Weiterleben des Schuldigen ein unerträgliches Ärgernis für die Gemeinschaft bedeuten würde. In allen anderen Fällen gibt es nur eine Sühne und Wiedergutmachung, nämlich den Einsatz des Lebens bis zur Neige für die Gemeinschaft.

In seinem Befehl vom 19. März 1939 hat der Reichsführer SS eindeutig Stellung zum Selbstmord genommen. Darin heißt es:

„Höchstens 15 Prozent der Selbstmorde werden aus Gründen begangen, die allenfalls anerkannt werden können, also zB. Beendigung des Lebens nach einem die Gemeinschaft schädigenden und die Ehre verletzenden Verbrechen. 85 Prozent der Selbstmorde werden jedoch aus Gründen begangen, die niemals anzuerkennen sind, und zwar aus Angst vor Strafe, Angst vor einer Prüfung, nach einem Tadel durch einen Vorgesetzten, nach einem Streit mit den Eltern, nach der Lösung einer Verlobung, aus Eifersucht, aus unglücklicher Liebe usw.

Selbstmorde dieser Art haben nichts mit Heroismus oder heldischer Ge-

sinnung zu tun. Sie werden von uns ϟϟ-Männern als Flucht, als ein Sichdrücken vor dem Kampf und vor dem Leben selbst angesehen.
Die Schutzstaffel hat noch niemals für Menschen, die einem Kampf ausgewichen sind, Verständnis gehabt. Ich ordne daher an, daß in allen Fällen, in denen durch eine von dem Vorgesetzten sofort angesetzte Untersuchung zweifelsfrei feststeht, daß der Grund für den Selbstmord nicht anerkannt werden kann, von dem Tode des Mannes keine Notiz genommen wird, und daß die Schutzstaffel sich an dem Begräbnis nicht beteiligt."

Dein Leben gehört nicht Dir, sondern Deinem Volke. *H. Kl.*



Stammesgeschichte und Haustierforschung

Leben ist stets an Formen gebunden. Die Mannigfaltigkeit an Gestalten und Erscheinungen ist unerhört groß. Und doch fällt schon rasch auf, daß sich in dieser Vielfalt Gruppen nach der Ähnlichkeit vereinen lassen. Menschen einer Sippe ähneln untereinander mehr als solchen fremder Sippen. Sippen gleicher Rasse unterscheiden sich von solchen fremder Rassen. Die Menschen insgesamt heben sich gegenüber anderen Lebewesen ab, sie stimmen jedoch in Bau, Ausdruck und Entwicklung mit den Menschenaffen, diese wieder mit den Affen überhaupt mehr überein als mit Hunden, Katzen oder gar Vögeln, Fischen oder Käfern. Diese Gesichtspunkte haben dazu geführt, die Erscheinungsformen des Lebens in ein „System" zu ordnen.
Man hat der Umwelt einen prägenden Einfluß auf die Gestaltung und Entwicklung der Arten zuerkennen wollen. Versuche, die dies bestätigen sollten, brachten jedoch keine Stützen für diese Auffassung, die in mancher Hinsicht von höchster Bedeutung wären. Die Forschung erkannte, daß innerhalb der Nachkommenschaft einer Sippe eine bemerkenswerte Vielfalt vorhanden sein kann. Im allgemeinen Lebenskampf bleiben jedoch meist nur jene Nachkommen erhalten, die sich der gegebenen Umwelt am besten einfügen. Die Umwelt führt also nur zu einer Auslese zufälliger, von ihr nicht veranlaßter Besonderheiten; die Gleichförmigkeit einer Gruppe ist damit nur als Ergebnis gleichartiger Auslesebedingungen zu klären.
Diese Auffassung erhält besonderes Gewicht, weil die heutige Erblehre bislang zu der Erkenntnis gelangte, daß die Erbänderungen nicht nach bestimmten Regeln, sondern zufällig vor sich gehen.
Durch eine bewunderungswürdige Forschungsarbeit wissen wir, daß alle äußeren Merkmale von außerordentlich kleinen Erbträgern ausgelöst werden, die in den Zellkernen an ganz bestimmten Stellen zu suchen sind. Diese Erbträger können sich in ihrem Aufbau ändern, wodurch dann auch veränderte äußere Merkmale bewirkt werden. Wohl wissen wir seit neuester Zeit, daß Außeneinflüsse wie Wärme, Strahlungen u. ä. Erbänderungen herbeiführen können, aber bei den oft recht unterschiedlichen Außeneinflüssen treten die gleichen Erbänderungen auf. Diese stehen somit zum auslösenden Reiz nicht in einem bestimmten Zusammenhang.

Dem Geiste des Menschen, der die in sich so geschlossene Abstimmung von Lebensform und Umwelt betrachtet, widerstrebt es jedoch, oft in Zufall und Auslese die alleinigen Triebkräfte lebendiger Entwicklung zu sehen und die Vielfalt der Arten allein damit zu deuten. Immer wieder drängt sich die Empfindung auf, als ob die Zusammenhänge inniger wären. Diese alte Fragestellung hält die Forschung im Bann, obgleich bislang keine sichere Beobachtung für einen lenkend-beeinflussenden Zusammenhang von Umwelt und Erbgut spricht.
Zur Klärung dieser Fragen muß die Erforschung von Tierarten besonders lohnend erscheinen, die schon seit vielen Generationen unter Bedingungen leben, die von den natürlichen Verhältnissen stark abweichen. Wir wissen sicher, daß Haustiere auf bestimmte Wildformen zurückzuführen sind, die der Mensch seit Jahrhunderten aus ihren natürlichen Bedingungen gelöst hat. Haustiere zeichnen sich im Vergleich zu ihrer Wildform durch eine sehr erhebliche Formenfülle und Formenmannigfaltigkeit aus. Die Unterschiede natürlicher Wildarten sind viel geringer als die Verschiedenheiten von Haustierrassen. Es sei nur an Wolf und Schakal als verschiedene Arten und Dackel, Windspiel und Mops als Haustierrassen erinnert.
Wird nun die Frage nach den Ursachen dieser gewaltigen Unterschiede erhoben, so lassen sich mehrere Gesichtspunkte bei ihrer Beantwortung hervorkehren. Bei den uns geläufigen Haustieren hat der Mensch die Nahrung in Beschaffenheit und Menge dem Wildtier gegenüber weitgehend geändert, er hat die Tiere den natürlichen Unbilden der Witterung entzogen und so ihren Wärmehaushalt beeinflußt. Doch nicht nur diese Lebensverhältnisse der Haustiere wurden durch den Menschen verändert, er griff darüber hinaus ein, indem er den freien Kampf ums Dasein und die natürlichen Fortpflanzungsverhältnisse abänderte und somit neue Auslesebedingungen schuf.
Die Haustiere sind auf die verschiedensten Stammarten zurückzuführen. Die Wildformen von Hund, Rind, Schwein, Kaninchen, Ziege, Pferd u. a. sind sehr unterschiedlich. Trotzdem treten bei den Hausformen überall die gleichen Abweichungen gegenüber den Wildarten auf. Am einfachsten lassen sich diese Dinge am Farbkleid beobachten. Bei allen Haustieren sind vollständig weiße und schwarze Tiere festzustellen. Dazwischen treten alle möglichen Abstufungen auf. Die Einheitlichkeit des Farbkleides wird durch Fleckungen und Scheckungen mannigfaltig unterbrochen. Langhaarigkeit ist von Hund, Ziege, Schaf, Pferd, Kaninchen u. a. bekannt, ebenso können bei mehreren dieser Formen nackte Tiere auftreten. Weiterhin vermögen sich die Haare bei allen Haustieren zu bestimmten Gebilden anzuordnen, die wir als Locken bezeichnen. Die Entwicklungsvorgänge, welche solche Eigentümlichkeiten bewirken, stimmen bei allen Arten überein, so daß ähnlich gebaute Erbträger angenommen werden können. Doch nicht nur in Merkmalen der Körperbedeckung treten solche Ähnlichkeiten auf, auch in den Körperformen lassen sich übereinstimmende Abweichungen beobachten. Es sei die Verkürzung der Gliedmaßen erwähnt, die wir als Dackelbeinigkeit bezeichnen und die bei Hund, Schwein, Rind, Schaf, Pferd, Huhn, Mensch u. a. vorkommt. Auffällig ist weiter eine Verkürzung im Gesichtsteil des Schädels, die als Mopsköpfigkeit bekannt ist und welche ebenfalls bei verschiedenen Haustieren festzustellen ist. Auch an inneren

Organen treten übereinstimmende besondere Merkmale bei allen Haustierarten in Erscheinung. Die bei Wildtieren meist dunkle Augenfarbe lockert sich auf, helle Augenfarbe, z. B. Blauäugigkeit ist bei Haustieren nicht selten.

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß alle diese Abweichungen der Haustiere gegenüber den Stammarten erblich sind und sehr häufig auftreten, während sie bei den Wildformen kaum beobachtet werden. Der Mensch fügt sich in dieser Hinsicht den Haustieren völlig ein.

So ist der Gedanke entstanden, daß die Bedingungen des Hausstandes jene Erbänderungen bei den verschiedensten Tieren auslösen, daß es sich dabei um Haustiermerkmale handelt, deren Häufigkeit mit der Stärke der vom Wildleben abweichenden Lebensverhältnisse zunimmt. Die Übereinstimmung sehr vieler Haustiermerkmale beruht nur auf einer vergleichenden Betrachtung äußerer Formen. Sie ist jedoch durch Versuche nicht erhärtet. Zu klareren Erkenntnissen muß die vergleichende Betrachtung von Haustierformen führen, bei welchen sich die allgemeine Lebenshaltung gegenüber der Wildform nur in den Auslesebedingungen geändert hat. Das ist wohl nur beim Ren, dem Haustier der Nomadenvölker, die im Norden Eurasiens leben, der Fall. Ich habe es daher dankbar begrüßt, daß mir durch eine Erkundungsfahrt in Renbezirke Nordeuropas zur Klärung wirtschaftlicher Fragen durch die Forschungsgruppe Schulz-Kampfhenkel Gelegenheit geboten wurde, auch diese Fragen zu verfolgen.

Obgleich das Ren, eine Hirschart, als eines der jüngsten Haustiere betrachtet werden muß, lebt es doch schon seit einigen Jahrhunderten unter der Obhut des Menschen. Trotzdem ist es ein verhältnismäßig freilebendes Tier geblieben, denn sein Wert liegt darin, daß es befähigt ist, sich in Gebieten mit langem Winter unter dem Schnee hinreichend Nahrung zu suchen. Die Rene schlagen mit ihren Vorderläufen die Schneekrusten auf und äsen die darunter wachsenden Flechten, die den Namen Renntiermoos führen. Diese Flechten wachsen sehr langsam; 10—40 Jahre vergehen, ehe sie eine Höhe von 6 cm erreicht haben. Daher können die als Weide dienenden Flechtenhalden nur in großen Abständen benutzt werden. Die Rene müssen also ausgedehnte Wanderungen ausführen und der Mensch, der durch diese Tiere seinen Lebensunterhalt gewinnt, muß ihnen folgen. Er kann keine Stallungen errichten, er kann in diesen Gebieten mit langen Wintern keine Futterflächen anlegen. So sucht das Ren seine Nahrung selbständig und ist den Unbilden der Witterung frei ausgesetzt. Der Mensch läßt dem Tier Freiheit, aber er trachtet danach, die Herden so zu halten, daß ihm stets ausreichend Lebensmittel zur Verfügung stehen. So macht er die Herden größer als dies beim Wildtier der Fall ist, er hegt die Tiere, indem er günstige Kalbegründe auswählt und schwache Jungtiere schützt. Vor allem aber greift er in das natürliche Geschehen dadurch ein, daß er die alten, meist gefährlichen Hirsche im Alter von drei bis vier Jahren kastriert. Dadurch wird die natürliche Auslese stark beeinflußt. Während beim Wildren nur die kräftigsten, also meist älteren Hirsche ihr Erbgut fortpflanzen, zeugen beim Haustier viele Jungtiere geringerer Leistungsfähigkeit. Ungünstige Erbanlagen können sich daher stärker als beim Wildtier vermehren.

Die eingehende Betrachtung von Hausrenherden lehrte nun, daß in diesen alle jene Eigentümlichkeiten zu finden sind, die wir bei den anderen Haustierarten als Haustiermerkmale kennen. Diese Feststellung beweist, daß es nicht die veränderten Bedingungen der Ernährung, der Stallhaltung u. ä. sind, die zu einer Häufung der eigenartigen Haustiermerkmale führen, sondern, daß sich diese Eigenarten nur durch die veränderten Auslesebedingungen in solchem Umfange vermehren konnten, daß sie auffällig wurden und als Haustiermerkmale bezeichnet werden. Da sie schon deutlich sichtbar werden, wenn so geringe Eingriffe in den allgemeinen Lebensablauf der Art erfolgen wie beim Ren, ist zu schließen, daß innerhalb der Arten eine allgemeine Neigung zu solchen Erbänderungen vorhanden ist und daß der freie Kampf ums Dasein die Gleichheit des Artbildes im Gefolge hat. Treten in diesen Bedingungen schon geringe Verschiebungen auf, so mehrt sich die Vielheit der Erscheinungen und es ist der Ausgangspunkt zu einem Wandel der Form gegeben. Wie tiefgreifend die dann eintretenden Veränderungen sein können, beweisen die starken Formunterschiede, die zwischen Wild- und Haustieren vorhanden sind.

Kehren wir jedoch zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück, zur Frage, ob der Artenwandel nur auf Zufälligkeiten beruht, oder ob Beziehungen zur Umwelt wahrscheinlich gemacht werden können. So lehren die Befunde am Ren, daß die zufälligen Erbänderungen im allgemeinen Formenwandel des Lebens von hoher Bedeutung sind und daß den Bedingungen des Daseinskampfes ein großer, ja ausschlaggebender Einfluß zuzuerkennen ist. Umweltbedingungen wirken sich auf die Art der Veränderungen in der Erbgrundlage des Artbildes nicht nachweisbar aus.

Die Erkenntnisse am Ren verdienen auch in rassepflegerischer Hinsicht Beachtung, weil sie erneut die hohe Bedeutung der Auslese dartun. Nicht die naturgemäßen Bedingungen der allgemeinen Lebenshaltung sind für die Erbpflege in den Vordergrund zu stellen, die planmäßige Zuchtwahl ist das Entscheidende.

Der forschende Menschengeist fragt aber auch nach den Gesetzmäßigkeiten in den Veränderungen des Erbgutes, welche dem Gestaltenwandel und der allgemeinen Lebensentwicklung zugrunde liegen. Hierbei muß die Übereinstimmung der Merkmale von Haustieren verschiedenster Art hervorgehoben werden. Diese Gleichheit, die nicht durch Umweltverhältnisse hervorgerufen sein kann, wie die vergleichende Betrachtung des Rens sicherstellt, deutet darauf hin, daß auch der Wandel des Erbgutes nach Gesetzmäßigkeiten vor sich geht, was uns heute allerdings noch verschlossen ist. Aber schon die Erkenntnis, daß solche Gesetzmäßigkeiten vorhanden sind, eröffnet die Aussicht zu ihrer Erforschung. Diese Forschungsarbeit wird unser Verständnis und unsere Einsicht in die Entwicklungsvorgänge des Lebendigen weiter vertiefen. Neue Blickpunkte werden sich ergeben, um die uralte, aber ewig brennende Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur nicht nur auf der Grundlage eines Glaubens, sondern auf dem Boden der Erkenntnis noch weiter zu festigen und der Beantwortung näher zu führen. *Wolf Herre*

Renntierherde in freier Wildbahn



Normal gefärbtes Ren im Gespann



Renntier mit Russenfärbung



Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus;
da zog ich manche Stunde ins Tal hinaus.
Dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal!
Da zog ich manche Stunde ins Tal hinaus.

Quellen:

„Wie Loki und Heimdall um Freyjas Halsband kämpften", aus „Germanen-Erbe", Verlag Barth, Leipzig C; „Das gute Beispiel", aus „Die soldatische Tat", Deutscher Verlag, Berlin; Fotos und Reproduktionen zum Artikel „Das Totengärtlein" stammen aus einer Schrift über Friedhof- und Grabstättengestaltung, die der Deutsche Heimatbund im Auftrage des Reichsleiters Alfred Rosenberg vorbereitet (14); Willi Moegle, Stuttgart (4); Jäger & Goergen (2); Gemäldegalerie, Staatliche Museen, Berlin, Herre; ᛋᛋ-Hauptamt-Archiv (2).

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. Dresdener Straße 43

